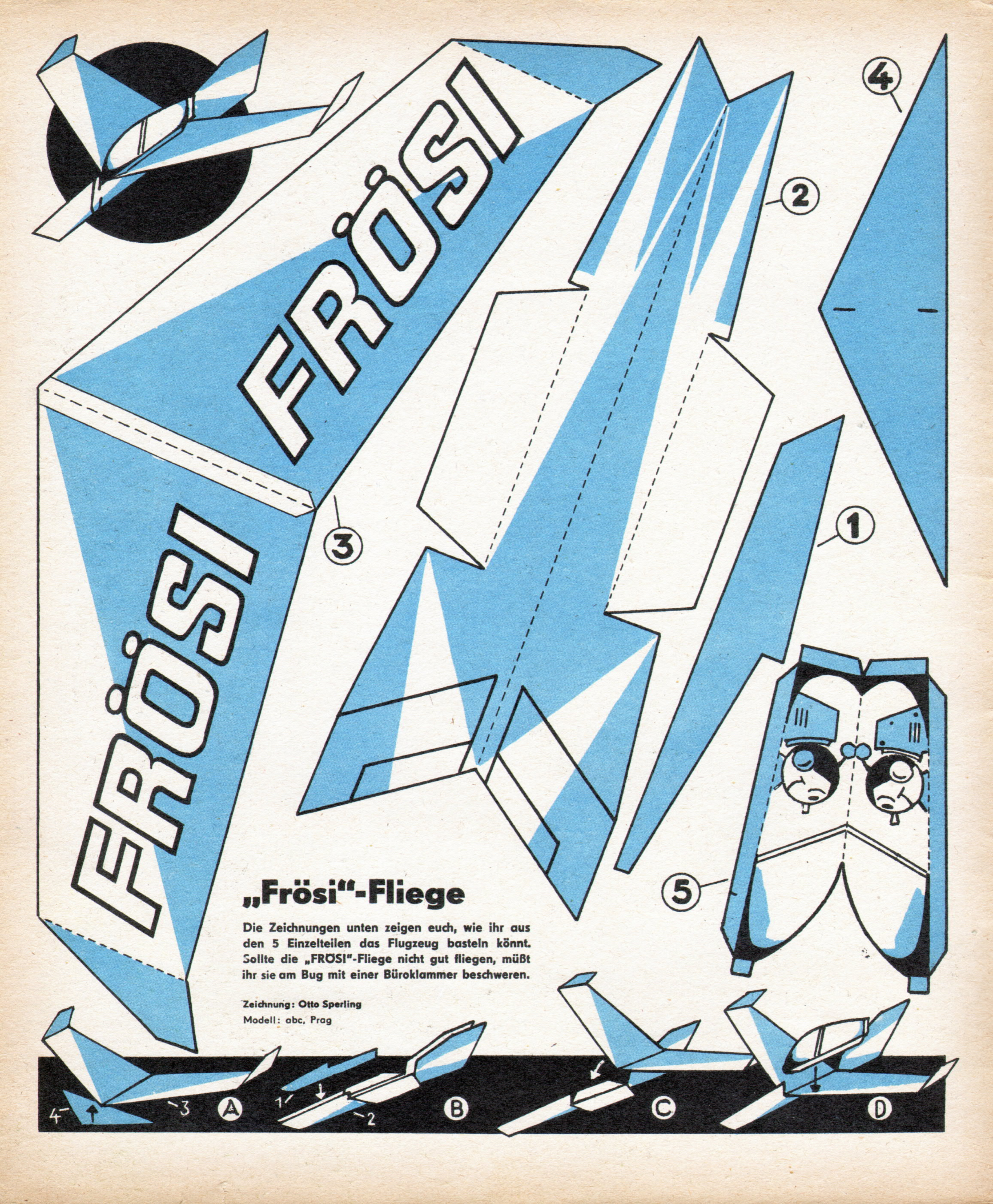

FRÖSI
8/77
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR /
PREIS 0,70 M
Index: 31 743
Klemke 77



„Frösi"-Fliege

Die Zeichnungen unten zeigen euch, wie ihr aus den 5 Einzelteilen das Flugzeug basteln könnt. Sollte die „FRÖSI"-Fliege nicht gut fliegen, müßt ihr sie am Bug mit einer Büroklammer beschweren.

Zeichnung: Otto Sperling
Modell: abc, Prag

PIONIERMAGAZIN FUR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR

FRÖSI

8/77

Zeichnung: Richard Hambach



Tüte stöhnt: Mein lieber Mann,
wer sagt mir, was ich werden kann!
Geh ich zur Post, zur Bahn, zum Bau?
Was mach ich bloß? Mir ist ganz flau ...
Leute! Euer Tüte rät,
wenn es um Berufswahl geht:
Sich beizeiten zu entscheiden,
hilft, die Qual der Wahl zu meiden!
(Mehr davon auf den Seiten 4/5!)

Was geschah in der Schäfergasse?

Tatwerkzeug: Briefwaage?

Angelika lächelt noch und hofft auf Verständnis, aber Peter Z. liegt flach auf dem Teppich.
Die ersten Ermittlungen ergeben: Es ist tatsächlich eine Briefwaage beteiligt, aber das eigentliche Tatwerkzeug ist ein Rechenstift – von nur wenigen Gramm und aus leichtestem Holz.
Und im Protokoll lesen wir: Peter Z. wurde nicht tätlich angegriffen, dennoch muß er plötzlich von einem heftigen Schlag getroffen worden sein. Das zeigt zumindest seine Bodenlage ...
Angelika aber weiß Bescheid: Und die 6b auch, ja die Pioniere der Klasse 6b der Nikolai-Bersarin-OS in Berlin-Weißensee! Geht es doch um ihre Hefte. Und wenn man sie genau anschaut und nachzählt, kommen auf jedes „volle" Heft ungefähr drei unbeschriebene Seiten. Das sind drei ungenutzte Seiten, drei umsonst produzierte Seiten, weggeworfenes Geld.

Ich komme mit sieben Heften pro Fach aus. Nur in Deutsch benötige ich mehr.

Norbert Krenkel

Sonnabends sehen sich die Mitglieder des Elternaktivs unsere Hefte an. Schrift, Form und Sauberkeit werden überprüft und gewertet.

Ulrike Kober, 6b

Wir werden gemeinsam mit dem Lehrer beraten, wie wir unsere Hefte am besten ausnutzen können.

Viola Richter, 4c

Oft kommt es vor, daß am Ende des Schuljahres im Heft noch einige Seiten frei sind. Gemeinsam werden wir überlegen, was damit zu machen ist, um sie nicht ungenützt zu lassen.

Elke John, 6b

Warum das Ganze?

Bleiben in jedem eurer Hefte nur ganze 3 Seiten leer, und ihr braucht in einem Fach ungefähr 10 Hefte im Jahr, sind das schon 30 ungenutzte Seiten. Ihr habt aber nicht nur ein Unterrichtsfach, sondern etwa 10 Fächer.
Das sind dann 300 Seiten. In einer Klasse sind durchschnittlich 30 Schüler. 30 x 300 leere Seiten = 9000 Seiten.
In unserer Republik lernen fast eine Million Thälmannpioniere. Würden sie alle so handeln, ergäbe das 300 000 000 leere, saubere Seiten Altpapier.

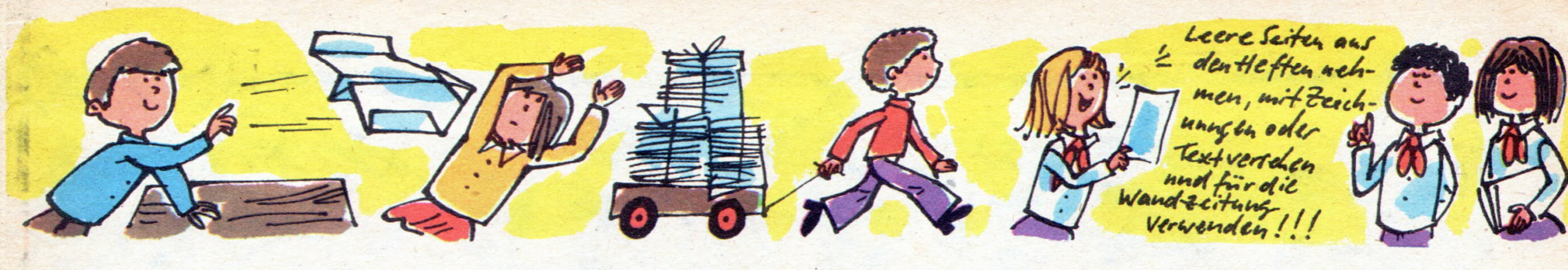
Also:

Sammelt eure nicht mehr benötigten Schulhefte und bringt sie zum Altstoffhandel.

Warum?

Kluge Leute in einer unserer größten Papierfabriken, der Papierfabrik Greiz, entwickelten ein Verfahren, bei dem eure Schulhefte wichtige Rohstoffe zur Herstellung hochwertiger Spezialpapiere sind. Gebraucht werden dafür alle Schulhefte im Format A 5 und A 4, egal, ob der Papierum-





schlag grün oder blau, ob mit Tinte, Bleistift oder Kugelschreiber beschrieben wurde, Hauptsache ist, es ist holzfreies Papier.
Was holzfreies Papier ist, erkennt ihr an der weißen Farbe des Papiers und an der Wolkenbildung im Papier, wenn ihr es gegen das Licht haltet.
Doch bitte denkt daran, Schutzumschläge aus PVC benutzt ihr für euer nächstes Heft. Im Altpapier haben sie nichts zu suchen!
Verschwanden die Schulhefte früher im Knüllpapier, so bringt diese Neuereridee nicht nur der Papierfabrik Greiz Gewinn, sondern auch den fleißigen Sammlern.
Es klingelt ganz schön in der Kasse: Für eine Tonne holzfreier Schulhefte erhaltet ihr 285,– Mark plus 50,– Mark Prämie = 335,– Mark. Da ihr sicher nicht gleich eine Tonne sammeln werdet, könnt ihr euch leicht ausrechnen, daß ihr für 10 kg = 3,35 Mark erhaltet. Die Abnahme durch den Altstoffhandel erfolgt vorerst nur im Rahmen gesellschaftlicher Sammlungen (z. B. Gruppen-, Klassen-, Schulsammlungen).

Sie haben schon begriffen!

Es ist gut, wenn man mit Heften spart. Der Staat braucht dann nicht so viele Ausgaben für Papier zu machen. Man kann sich auch auf das Leben vorbereiten, denn es ist wichtig, im Leben nicht verschwenderisch zu sein.

Elke Eckardt

Papier wird aus Holz hergestellt. Schade um die vielen Bäume, die abgesägt werden müssen.

André Stolze

Wenn meine Hefte voll sind, sortiere ich sie aus. Die ich nicht mehr brauche, bringe ich zum Altstoffhändler.

Sylvia John

Gewußt wie ...

Die Pioniere der 4c, 5a und 6b der Hermann-Matern-OS in Altenburg haben mit ihren Heften ähnliche Sorgen. Doch sie sind bereits auf dem besten Wege, sie zu überwinden.

Kathrin Tilling, 5a

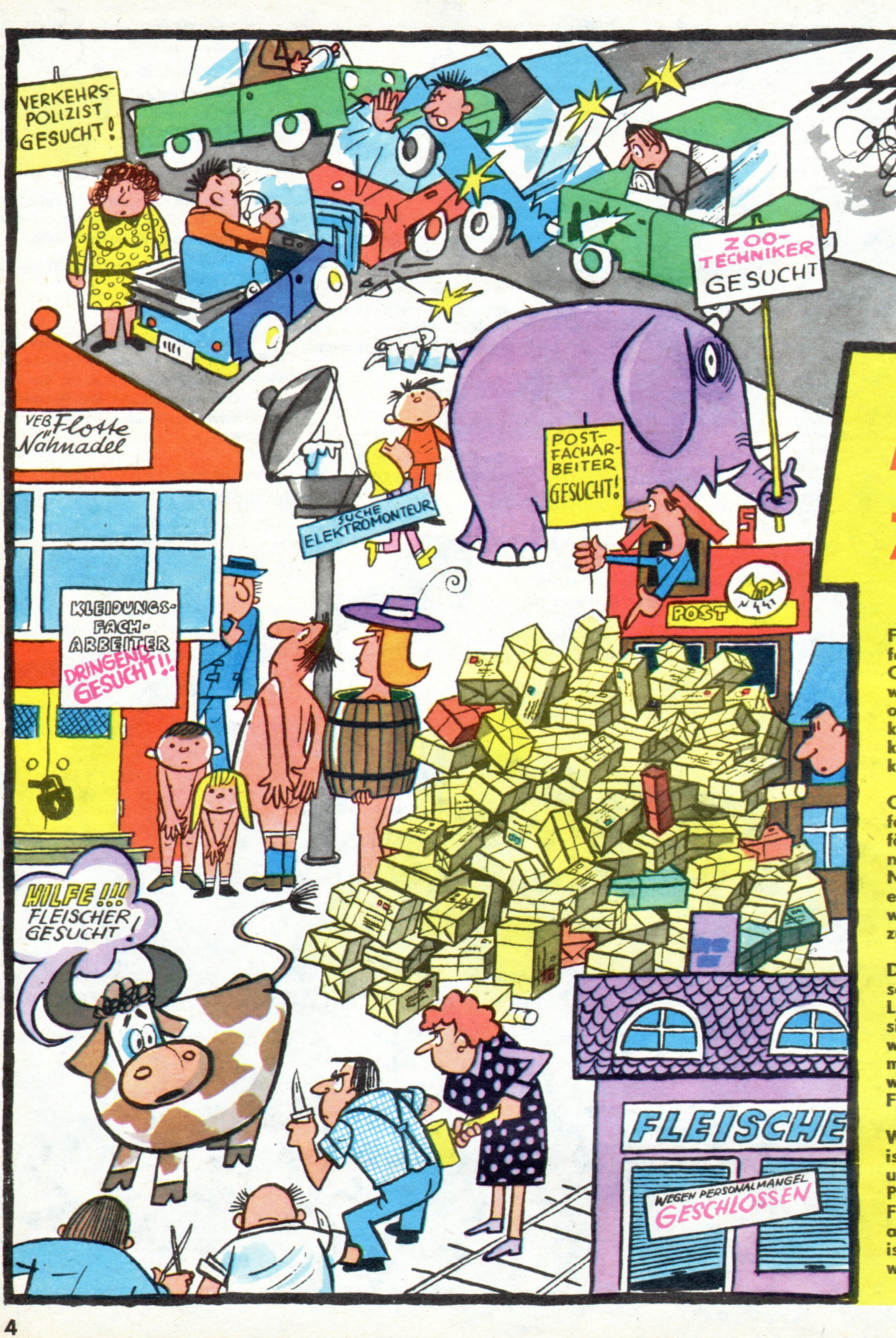
Übrigens:

Die einzige Beruhigung, die wir dem Leser noch anbieten können, ist die Tatsache, daß es sich nur um eine Ohnmacht handelte. Aber bei solchen Zahlen sollte sich jeder in acht nehmen ...

Tatwaffe

Zeichnungen: Ladislaus Elischer
Fotos: Petra Petersen

Peter Z.



Augen, zeitig

Fehlen Fleischer,
fehlt die Wurst.
Ohne Brause
wächst der Durst,
ohne Kumpel,
keine Kohlen,
keine Wärme,
kalte Sohlen.

Ohne Gleisbau-
facharbeiter
fährt die Eisenbahn
nicht weiter.
Nirgendwo gibt
es mehr Eis,
wenn man's nicht
zu machen weiß.

Deutlich wird nun
schon den meisten:
Lücken kann man
sich nicht leisten,
weil man sich
mit Dingen quält,
wo ein
Facharbeiter fehlt.

Was man braucht,
ist klug bedacht
und zu einem
Plan gemacht.
Fachkraft sein
am rechten Platz,
ist für alle
wie ein Schatz.



Ohren, auf!

Keinem nützen
lauter Schneider,
denn schon bald
fehlt Stoff für Kleider,
zwar gibt's jemand,
der sie näht,
doch die
Webmaschine steht.

Deshalb braucht
man weite Sicht.
Jeder hat das Recht,
die Pflicht,
den Beruf für sich
zu wählen,
um als Fachmann
nicht zu fehlen.

Aufgeklärt,
orientiert, beraten,
brauchst du nicht
im Dunkeln waten.
Dabei werden
nicht vergessen
Neigung, Spaß
und Interessen.

Früh schon auf
ein Ziel zu lenken
heißt, an sich
und andre denken.
Augen, Ohren
zeitig auf,
lenke deinen
Lebenslauf.

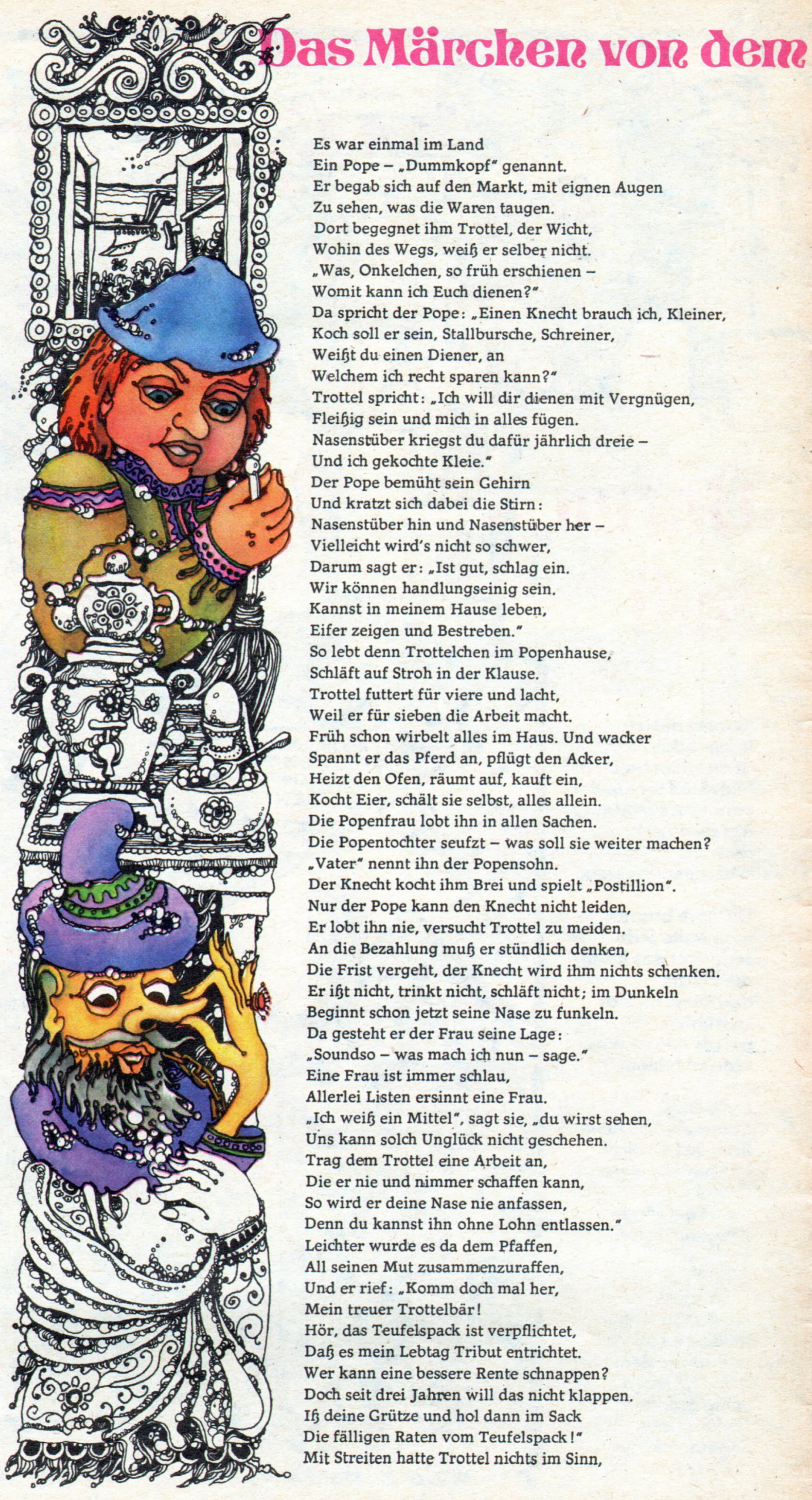
Damit das Märchen nicht vergessen wird

Von Brigitte Birnbaum

Abends hört er Märchen. Hockt wie ein kleiner Junge am Fußboden vor dem knisternden Ofenfeuer im Dienstbotenzimmer und bittet Arina Rodionowa: „Brich dein Schweigen, sprich ein Wort!"
Arina, die weißhaarige Kinderfrau, schaut auf den jungen Mann herab. Er tut ihr leid. Drei Monate lebt er nun schon hier bei ihr in der ländlichen Einöde von Michailowskoje. Der Zar hat in seinen Briefen geschnüffelt, fand einen Satz, der ihm mißfiel, und verbannte den fünfundzwanzigjährigen Dichter Alexander Sergejewitsch Puschkin auf das väterliche Gut. Niemand darf ihn besuchen. Der Adelsmarschall Peschtschurow paßt scharf auf, und wo er die Augen und Ohren nicht hat, hat sie der Pope vom nahen Kirchlein. Puschkin weiß es genau, nur, daß diese Verbannung zwei Jahre dauern wird, das weiß er heute abend noch nicht.
„Mütterchen . . .", so nennt er die Alte im grauen Kleid und unmoderner Haube. Ihm steht diese Frau tatsächlich näher als die leibliche Mutter. Arina Rodionowa zog ihn groß und lehrte ihn Russisch, die Sprache des Volkes. Mit den Eltern spricht Alexander Sergejewitsch Französisch, wie es in den adligen Familien Moskaus üblich ist. Auch jetzt in diesen trüben Tagen ist Arina seine einzige Freundin, bei der er sich nicht langweilt.
„Mein Täubchen!" schmeichelt er. „Erzähle . . ."
Arina greift zum Strickzeug. Der junge Herr braucht warme Socken. Novemberwind rauscht in den Kronen der hohen Kiefern vorm Häuschen und übertönt das klagende Heulen eines Wolfes hinterm Fluß. Die Kerzenflamme unter der Ikone zittert, und der Hund drängt sich an Puschkin. Der vernimmt weder Sturm noch Wolf. Begierig lauscht er dem Flüsterton seiner Amme. Damit das Märchen nicht vergessen wird, schrieb er es später mit der Gänsefeder auf.

A. S. Puschkin lebte von 1799 bis 1837. Er war der größte russische Dichter, Schöpfer einer volksverbundenen Literatur und Begründer der modernen russischen Literatursprache. Als Gegner des Absolutismus des Zaren sowie seiner Generäle und Beamten wurde er zweimal in die Verbannung geschickt.
In Puschkins Werken kommt der Reichtum seiner Gedanken und die Schönheit der Poesie zum Ausdruck. Zu den wichtigsten gehören: das Märchenpoem „Ruslan und Ludmila", das Drama „Boris Godunow", das Versepos „Eugen Onegin", der Novellenzyklus „Die Erzählungen Belkins", die Novellen „Dubrowski" und „Pique Dame", der Roman „Die Hauptmannstochter".

Dieses Märchen erschien im Kinderbuchverlag Berlin
Zeichnungen: Kurt Völzke



Das Märchen von dem

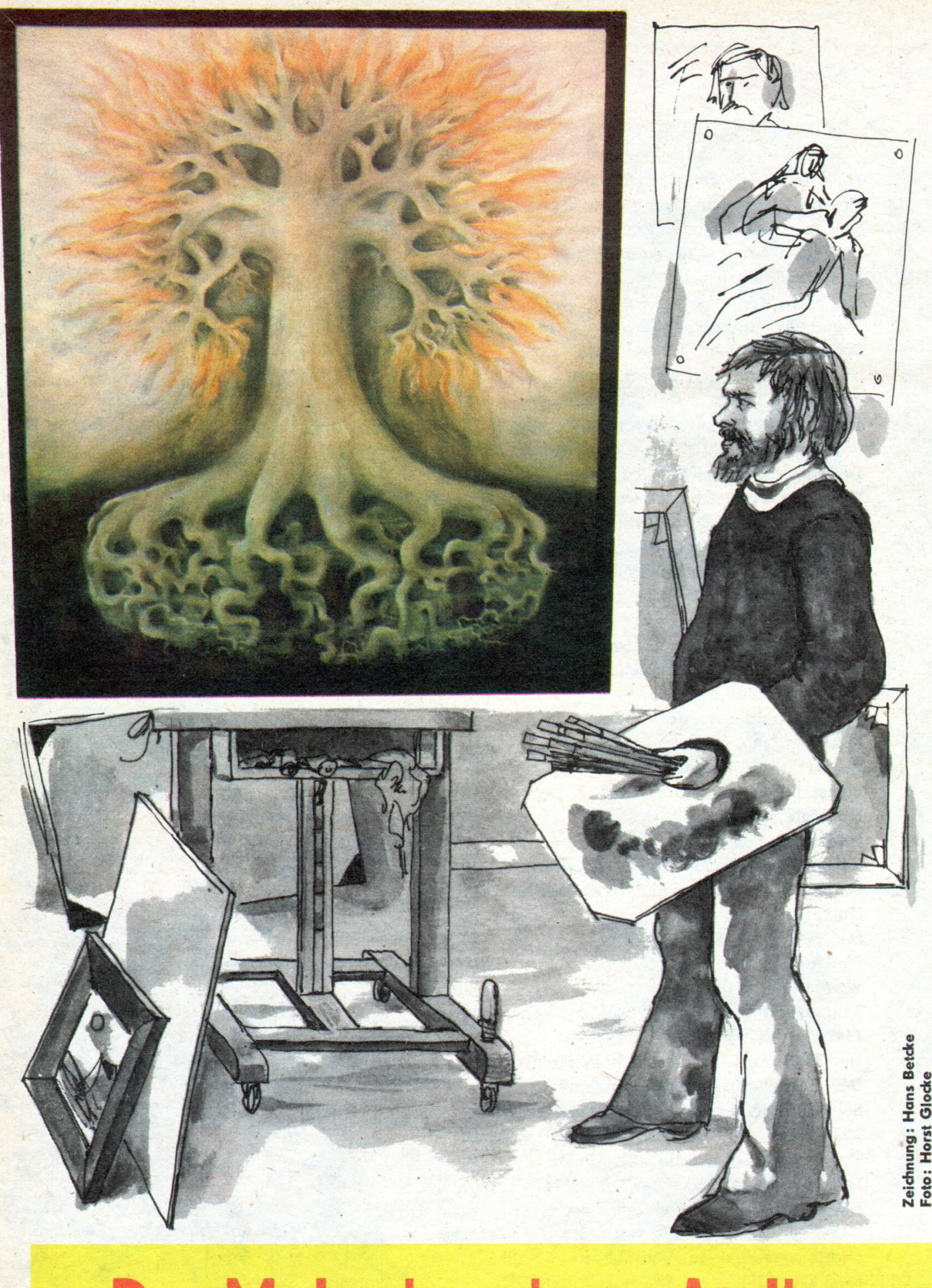
Es war einmal im Land
Ein Pope – „Dummkopf" genannt.
Er begab sich auf den Markt, mit eignen Augen
Zu sehen, was die Waren taugen.
Dort begegnet ihm Trottel, der Wicht,
Wohin des Wegs, weiß er selber nicht.
„Was, Onkelchen, so früh erschienen –
Womit kann ich Euch dienen?"
Da spricht der Pope: „Einen Knecht brauch ich, Kleiner,
Koch soll er sein, Stallbursche, Schreiner,
Weißt du einen Diener, an
Welchem ich recht sparen kann?"
Trottel spricht: „Ich will dir dienen mit Vergnügen,
Fleißig sein und mich in alles fügen.
Nasenstüber kriegst du dafür jährlich dreie –
Und ich gekochte Kleie."
Der Pope bemüht sein Gehirn
Und kratzt sich dabei die Stirn:
Nasenstüber hin und Nasenstüber her –
Vielleicht wird's nicht so schwer,
Darum sagt er: „Ist gut, schlag ein.
Wir können handlungseinig sein.
Kannst in meinem Hause leben,
Eifer zeigen und Bestreben."
So lebt denn Trottelchen im Popenhause,
Schläft auf Stroh in der Klause.
Trottel futtert für viere und lacht,
Weil er für sieben die Arbeit macht.
Früh schon wirbelt alles im Haus. Und wacker
Spannt er das Pferd an, pflügt den Acker,
Heizt den Ofen, räumt auf, kauft ein,
Kocht Eier, schält sie selbst, alles allein.
Die Popenfrau lobt ihn in allen Sachen.
Die Popentochter seufzt – was soll sie weiter machen?
„Vater" nennt ihn der Popensohn.
Der Knecht kocht ihm Brei und spielt „Postillion".
Nur der Pope kann den Knecht nicht leiden,
Er lobt ihn nie, versucht Trottel zu meiden.
An die Bezahlung muß er stündlich denken,
Die Frist vergeht, der Knecht wird ihm nichts schenken.
Er ißt nicht, trinkt nicht, schläft nicht; im Dunkeln
Beginnt schon jetzt seine Nase zu funkeln.
Da gesteht er der Frau seine Lage:
„Soundso – was mach ich nun – sage."
Eine Frau ist immer schlau,
Allerlei Listen ersinnt eine Frau.
„Ich weiß ein Mittel", sagt sie, „du wirst sehen,
Uns kann solch Unglück nicht geschehen.
Trag dem Trottel eine Arbeit an,
Die er nie und nimmer schaffen kann,
So wird er deine Nase nie anfassen,
Denn du kannst ihn ohne Lohn entlassen."
Leichter wurde es da dem Pfaffen,
All seinen Mut zusammenzuraffen,
Und er rief: „Komm doch mal her,
Mein treuer Trottelbär!
Hör, das Teufelspack ist verpflichtet,
Daß es mein Lebtag Tribut entrichtet.
Wer kann eine bessere Rente schnappen?
Doch seit drei Jahren will das nicht klappen.
Iß deine Grütze und hol dann im Sack
Die fälligen Raten vom Teufelspack!"
Mit Streiten hatte Trottel nichts im Sinn,

Popen und seinem Knecht Trottel

Er setzte sich ans Meeresufer hin,
Er drehte einen Strick, den tauchte er
Ins Meer.
Da kroch ein alter Teufel aus dem Naß:
„Ei, Trottelchen, was ist denn das?"
„Ich will, daß sich die Wellen biegen,
Um euch, ihr Sippschaft, kleinzukriegen."
Ganz bekümmert war der Alte:
„Ach Trottel, warum die Zornesfalte?"
„Wieso: Warum? Ihr zahlt nicht mehr den Tribut,
Versäumt die Fristen, listige Brut!
Na, das gibt mal ein Vergnügen,
Prügel sollt ihr Hunde kriegen!"
„Trottel, wart, das hat noch Weile,
Der Tribut kommt ja in aller Eile.
Ich schicke dir meinen Enkel wegen der Fristen."
Trottel denkt: Der ist leicht zu überlisten! –
Ein Teufelchen schickte der Großvater,
Das miaute wie ein hungriger Kater:
„Gegrüßt seid, Bauer Trottelmann,
Was ist mit dem Tribut, sagt an!
Von Tributen habe ich nie gehört,
Die Sorge hat uns Teufel nie gestört.
Wie dem auch sei – damit wir beiden
Möglichst Zank und Leid vermeiden
Heute und auch hinterher:
Wer von uns beiden läuft schneller ums Meer?
Der Sieger bekommt die Entschädigung,
Solang wir laufen, sorgt man hier für Erledigung."
Da hat der Trottel listig gelacht:
„Ihr habt euch was Feines ausgedacht!
Wie kannst du, Teufelchen, es wagen,
Dich mit mir, dem Trottel, im Wettstreit zu schlagen?
Ein feines Gegnerlein schicken die mir!
Wart mal, mein Brüderchen mißt sich mit dir."
Trottelchen rennt in den Wald,
Dort fängt er bald
Zwei Hasen. Treuherzig harrt der kleine
Teufel am Meer im Sonnenscheine.
Bei den Ohren packt Trottel den Hasen.
„Brüderchen, tanz, wie wir beide blasen.
Und du, Teufelchen, bist noch nicht alt genug,
Mit mir dich zu messen, das wäre nicht klug.
Unnütze Mühe würde mans nennen,
Versuch erst, mit meinem Bruder zu rennen.
Eins – zwei – das gibt ein Späßchen,
Drei!" – Da laufen Teufel und Häschen!
Das Teufelchen lief ums Meer herum,
Das Häschen zum Wald, war nicht so dumm.
Nachdem es ums Meer herumgelaufen,
Kam Teufelchen an und konnte kaum schnaufen.
Lang hängt die Zunge, bald lang wie ein Lätzchen,
Schweißperlen verschmieren die Pfötchen im Frätzchen.
Er denkt: Jetzt geb ich's dem Trottel mal saftig!
Doch der Trottel streichelt – wahrhaftig,
Sein Brüderchen und spricht: „Kleines Schätzchen,
Bist müde, ruh dich aus, mein Spätzchen."
Das Teufelchen war einfach platt,
Zog's Schwänzchen ein und schaute matt
Zum Brüderchen, von der Seite, verstohlen.
Und flüsterte: „Will den Tribut schon holen."
Geht zum Großvater: „Zu dumm,
Der jüngere Trottel war früher rum."

Der alte Teufel versank in Gedanken,
Der Trottel aber fing laut an zu zanken,
Das ganze Meer kam in Erregung
Und alle Wogen in Bewegung.
Das Teufelchen kroch hervor: „Nun, Bäuerlein,
Der ganze Tribut ist dein,
Nur, siehst du diesen Stecken da?
Such dir ein Ziel, ob fern, ob nah,
Und wer noch weiter werfen kann,
Kriegt den Tribut, du kluger Mann. –
Fürchtest, den Arm zu verrenken? – Miau –
Worauf wartest du?" – „Auf jene Wolke im Blau,
Dorthin will ich den Stecken jagen,
Und dann werde ich mich wacker mit euch schlagen."
Das erschrockene Teufelchen stieg
Zum Großvater, erzählte von Trottels neuem Sieg,
Doch Trottel drohte der Höllenbrut
Mit dem Strick, denn er geriet aufs neue in Wut.
Das Teufelchen stieg wieder nach oben.
„Du kriegst den Tribut, sollst noch nicht toben!"
„Nein!" das war Trottels Schrei,
„Jetzt bin ich an der Reih,
Jetzt sollst du, Sohn des Bösen,
Meine Aufgabe lösen!
Na, wie ist dir zumute?
Siehst du dort die graue Stute?
Die Stute heb an
Und trag sie eine Meile voran.
Gelingt es dir, dann ist dein der Tribut,
Gelingt es dir nicht, dann ist mein das Gut."
Unter die Stute kroch
Das Teufelchen, seufzte: „Och!"
Mühte sich baß
Wurde rot und naß,
Trug die Stute zwei Schritt weit mit Not,
Fiel um und lag da wie tot.
Der Trottel sprach: „Siehst du jetzt ein,
Daß du für mich noch viel zu klein?
Selbst mit den Armen hobst du sie kaum auf,
Ich nehm sie nur zwischen die Beine – und lauf!"
Er schwingt sich auf die Stute, brüllt
Und sprengt davon, in Staub gehüllt.
Das erschrockene Teufelchen stieg
Zum Großvater, erzählte von Trottels neuem Sieg.
Nichts zu machen, die Teufel brachten voll Wut
Dem Trottel in einem Sack den Tribut.
Der Trottel schleppt und stöhnt dabei,
Da sieht ihn der Pope. Mit einem Schrei
Versteckt er sich hinter seiner Frau
Und wird vor Angst ganz grün und blau.
Doch der Trottel findet ihn schon,
Liefert den Tribut ab und will seinen Lohn.
Der Pope, der Tor,
Kroch hervor.
Beim ersten Nasenstüberlohn,
Da sprang er bis zur Decke schon.
Beim zweiten Nasenstüber
War's mit der Sprache vorüber,
Der dritte aber, der hat sacht
Den Alten um den Verstand gebracht.
Der Trottel sagte nur dabei:
„Das kommt von Geiz und Feilscherei!"





Zeichnung: Hans Betcke
Foto: Horst Glocke

Der Maler in seinem Atelier

Zu unserem Bild des Monats

Als wir die Tür zum Atelier öffneten, geschah fast ein Unglück. Wir stießen an eine hohe Leiter. Sie schwankte. Und auf ihr schwankte der Maler Hans-Dieter Bartel. Er stand mit Pinsel und Palette auf der obersten Sprosse, dicht unter der Decke des hohen Altberliner Zimmers. Ein wenig ärgerlich stieg er herab. Wir hatten ihn mitten in der Arbeit gestört.

Er malt an einem neuen Bild, an dem größten, das er bisher begonnen hat. Es reicht vom Fußboden bis an die Decke. Männer, Frauen und Kinder stehen in einem leuchtenden Kornfeld. Pablo Neruda, Salvador Allende, Luis Corvalán sind mit ihnen vereint. Riesengroß strahlt über ihnen die Sonne. Aber unter ihren Füßen, zu den Wurzeln der Halme, der Sträucher und Bäume tropft das Blut der Getöteten. Aus ihm wächst neue Kraft, neues Leben. Bartel malt ein Bild für Chile, für die Kämpfer und die toten Helden der chilenischen Revolution. Noch niemals hat er ein so großes Bild geschaffen. Es soll weithin sichtbar sein und die Menschen bewegen. Es ist ein Auftrag für die Pablo-Neruda-Bibliothek in Berlin.

Noch ringt der Maler um das Bild, noch weiß er nicht, ob es gelingen wird. Das Atelier ist nicht groß. Ein ganz normales Zimmer. Aber was alles darin steckt! Dicht an dicht hängen an den Wänden die Bilder, ganze Stöße lehnen an der Seite, in großen Mappen liegen die Zeichnungen, aus einem Regal quellen Bücher hervor, ein kleiner Tisch ist bedeckt mit Pinseln, Farbtuben, Flaschen, Bechern und Näpfen, mit Malmittel, Terpentin und Firnis. Auf einem anderen Tisch ist eine Druckmaschine aufgebaut. In einer Ecke sehen wir eine Kochplatte, Töpfe, Geschirr und vor allem die unentbehrliche Teekanne. An vielen Stellen hängen Lampen und Leuchten. Der Maler braucht viel Licht, gutes Licht, denn Bartel malt oft auch nachts, wenn ihm der Tag durch andere Arbeit verlorenging. Irgendwo steht auch ein Bett. Aber meistens ist es bedeckt mit Zeichnungen und Skizzen, Vorarbeiten für das Bild, das gerade entsteht. Wenn der Maler müde ist, läßt er sich in einen riesigen alten weichen Sessel fallen. Tief versinkt er darin. Hier kann er herrlich schlafen und träumen. Aber dazu bleibt ihm nur selten Zeit.

Wenn wir es nicht schon an den Bildern gesehen hätten, wir würden es an den Dingen merken, die in den Regalen liegen: Hans-Dieter Bartel liebt das Meer. Wurzeln, ausgewaschenes Holz, Muscheln, schöne Steine und vor allem uralte Pflanzen und Tiere, in Kreidehüllen eingeschlossen, hat er seit Jahren gesammelt. Er ist auf der Insel Rügen aufgewachsen, und dort lebt heute seine Familie. Er kennt die Ostsee zu jeder Jahreszeit, auch die meterhohen Eisblöcke im strengen Winter. Er ist als Junge im Sommer in die hohen Wellen hinausgeschwommen und hat um sein Leben gekämpft, um wieder an Land zu kommen. Er ist mit den Fischern im Sturm draußen gewesen und hat geholfen, die Netze einzuholen.

Er liebt die steinige Küste von Lohme mit ihren windzerzausten Buchen und den seltenen Pflanzen, mit ihren steilen Wegen und Treppen, die im Zickzack von der Höhe des Dorfes zum Hafen führen. An den Wochenenden und in den Ferien wohnt der Maler hier in einem Haus hoch über der Steilküste. Die Fenster, der große Balkon gehen zur See. Fischfangschiffe und die weiße Fähre von Saßnitz gleiten über das grüne Wasser und verschwinden lautlos am Horizont. Die Fläche des Meeres wölbt sich. Die Erde ist eine Kugel. Nachts huscht der Schein des Leuchtturms von Kap Arkona über die See.

Die Fischer von Lohme, die Arbeiter aus dem Kreidewerk kennen den Maler. Oft hockt er mit Wattejacke und Pudelmütze im kalten Wind auf den Steinen am Hafen und zeichnet und malt mit steifen Fingern. Und flucht über das Wetter.

An schönen Sommertagen sitzt er gern mit den Fischern auf einer Bank. Sie „klönen" ein bißchen. Manche sind schon in der Wohnung des Malers gewesen, haben über die vielen Bilder gestaunt, mußten sich in den alten Lehnstuhl setzen und Tee mit Rum trinken. Dann hat Hans-Dieter Bartel sie gezeichnet, die derben verwitterten Gesichter, die großen kräftigen Hände, an den Füßen die mächtigen Stiefel und die Körper knorrig wie die Bäume, die draußen über der Küste, über Treppen und Wegen im Winde stehen.

Während wir mit dem Maler sprechen, wandern seine Blicke immer wieder zu dem großen Chile-Bild. In Gedanken arbeitet er daran. Als wir uns verabschieden, drückt er neue Farben auf seine Palette. Wir spüren es: Sobald wir die Tür hinter uns schließen, wird er auf die Leiter klettern und malen bis tief in die Nacht.

Dr. Martin Kloß

Erwin Strittmatter ist euch bekannt durch seine Bücher „Tinko", „Pony Pedro", „3/4 hundert Kleingeschichten", die im Kinderbuchverlag Berlin erschienen sind.
Am 14. August 1977 feiert der Schriftsteller seinen 65. Geburtstag. Alle „Frösi"-Leser und die Redaktion gratulieren sehr herzlich!



Zeichnungen: Prof. Werner Klemke Foto: Gerhard Kiesling



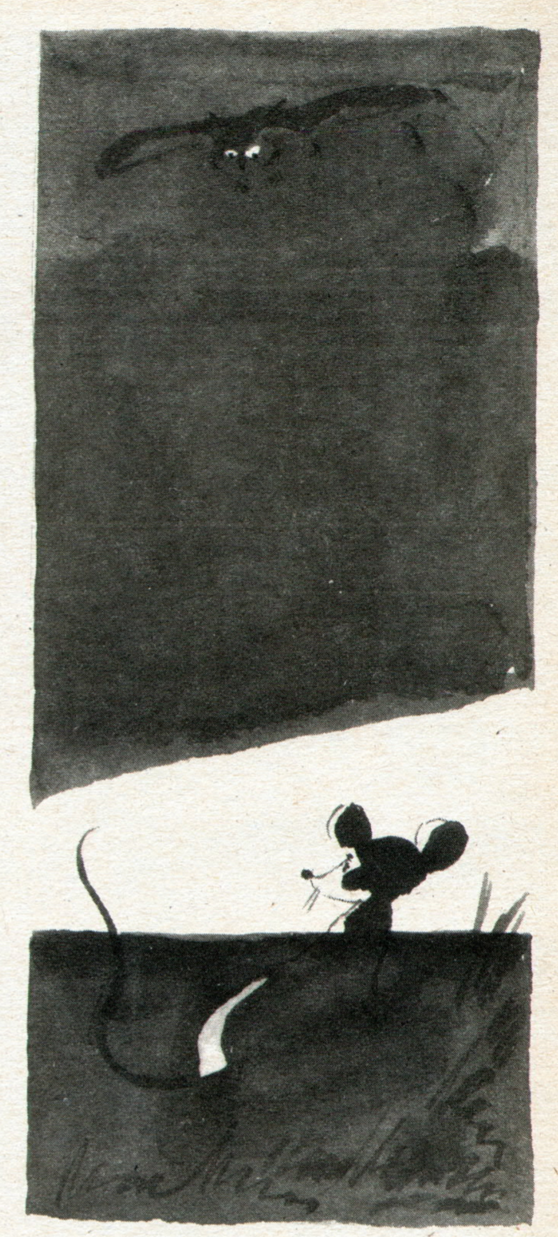
Mathematik und Wunder

Eine Buche und eine Kiefer wuchsen am Seerand so nahe beieinander, daß ihre Stämme sich gegenseitig wundscheuerten. Buchen- und Kiefernsaft schienen sich zu vertragen, und die Bäume wuchsen an den Scheuerstellen allmählich zusammen.
Als wir diese Kiefernbuche oder Buchenkiefer entdeckten, hielten wir sie für ein NATURWUNDER. Ist man aber erst auf eine solche Besonderheit eingestellt, entdeckt man bald eine zweite und dritte, und so fanden wir im Laufe von zwei Jahren zehn solcher Doppelbäume an den Ufern verschiedener Seen. Sie verloren ihre Besonderheit, aber wir kamen einem mathematischen Gesetz auf die Spur: Das Wunder ist mit der Zahl Eins verknüpft; sobald es sich mit der Zahl Zwei verknüpfen läßt, verwandelt es sich ins Alltägliche.

Der Beschluß der Stare

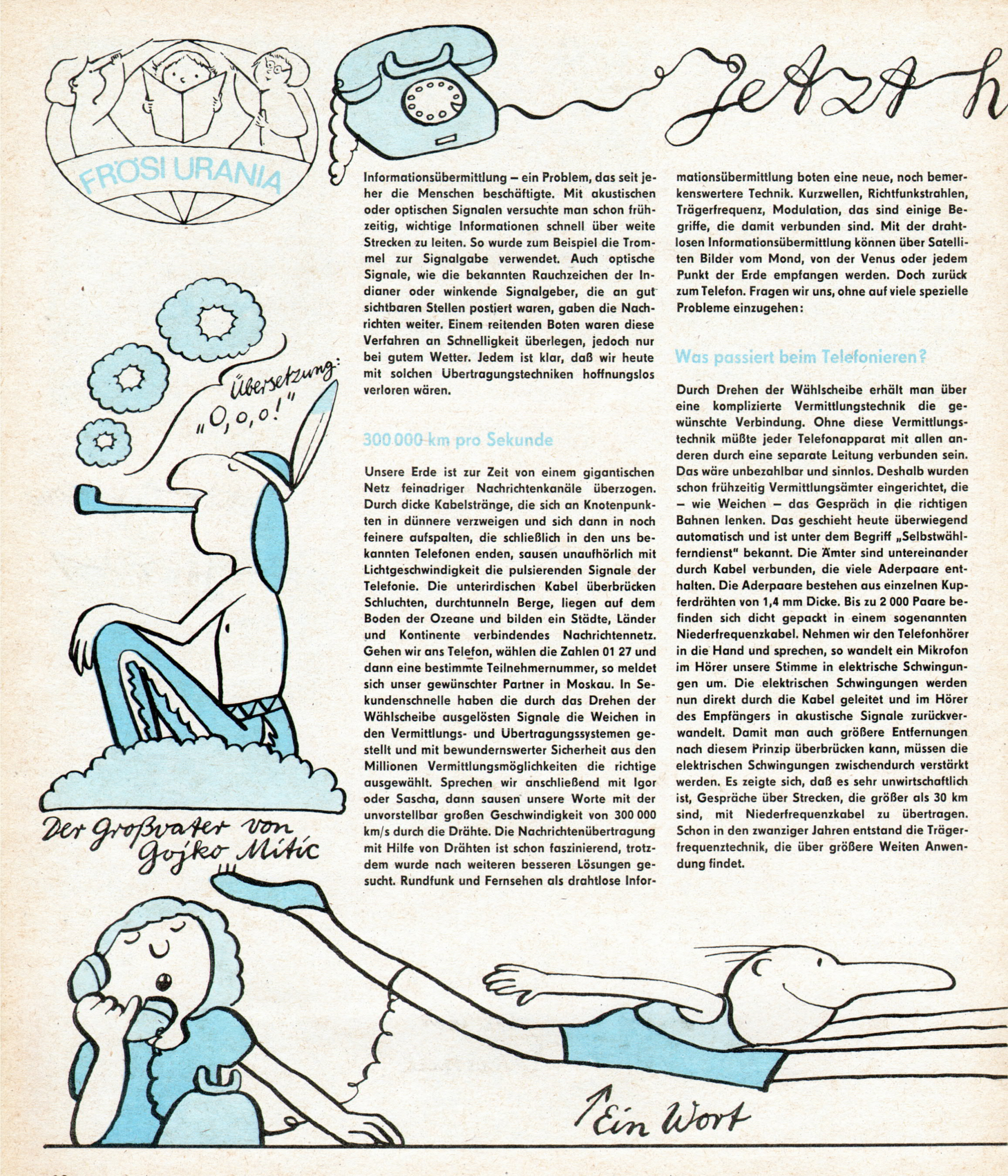
Bald war's trocken, bald naß, bald windig, bald still, dann wurde es warm und plötzlich noch einmal kalt. Im Weltraum schien das Rezept für den Frühling verlorengegangen zu sein.
Die Stare, die schon Reiser und Halme für die künftigen Nester gesucht hatten, unterbrachen ihre Arbeit und vereinigten sich mit ihren Artgenossen aus der Nachbarschaft zu einem Schwarm. Um die Vormittagszeit fiel der Schwarm in der Gebüschinsel auf den frostgrauen Wiesen ein. Ein Knarren und Querren hob an, und scharfe Pfiffe schnitten drein, ein Lärmen wie von menschlichen Rüpeln auf Fußballplätzen.
Plötzlich wurde es still: Die Dreijahrsstare hatten sich Gehör verschafft: „Beim Schwärmen sich wärmen!" Aber die großschnabligen Jungstare schlugen vor, in wärmere Länder, wenigstens in die Vogesen, zurückzufliegen. „Zurück wär verquer! Sucht Wermer und Mecken in ihren Verstecken!" antworteten die Altstare. Ihr Ratschlag wog. Alle Stare blieben, durchsuchten den wärmeren Waldboden nach Würmern, sättigten sich, sangen ein bißchen und konnten pünktlich mit dem Nestbau fortfahren, als das Frühlingsrezept zwischen den Sternen des Weltraums aufgefunden wurde.





Maus und Schicksal

Ein zwei Tage alter Augustvollmond stand über den Buchenwäldern. Eine Waldmaus hastete im Lichtkegel meines Autoscheinwerfers über den Waldweg. Der Weg hatte tief ausgefahrene Geleise, Traktorenschienen, die von üppigen Windhalmen getarnt waren.
Die erste Falle übersprang die Maus mit der Kraft, die ihr die Furcht verlieh, doch in die zweite Rinne rutschte sie hinein, überschlug sich, und ihr weißes Bauchfell leuchtete auf.
Ich trat auf die Bremse und verschaffte der kleinen Nachtjägerin einen Sekundenteil Zeit, sich aus der Rinne herauszuarbeiten und zu retten.
Das Gedröhn des Motors war für die Maus nicht vorhanden; ihre Ohren sind auf Geknipsel und feine Töne eingestellt, aber die über das Gras rollenden Blitze der Scheinwerfer waren für das Maustier ein Schicksal. Sicher hatte die Gerettete, die hernach starr im hohen Seggengras saß, bis sich ihr Mausherz beruhigte, einen Glücksaugenblick, und dieser Glücksaugenblick verharmloste ihr den über den Kahlschlag fliegenden Waldkauz zur Fledermaus.



Informationsübermittlung – ein Problem, das seit jeher die Menschen beschäftigte. Mit akustischen oder optischen Signalen versuchte man schon frühzeitig, wichtige Informationen schnell über weite Strecken zu leiten. So wurde zum Beispiel die Trommel zur Signalgabe verwendet. Auch optische Signale, wie die bekannten Rauchzeichen der Indianer oder winkende Signalgeber, die an gut sichtbaren Stellen postiert waren, gaben die Nachrichten weiter. Einem reitenden Boten waren diese Verfahren an Schnelligkeit überlegen, jedoch nur bei gutem Wetter. Jedem ist klar, daß wir heute mit solchen Übertragungstechniken hoffnungslos verloren wären.

300 000 km pro Sekunde

Unsere Erde ist zur Zeit von einem gigantischen Netz feinadriger Nachrichtenkanäle überzogen. Durch dicke Kabelstränge, die sich an Knotenpunkten in dünnere verzweigen und sich dann in noch feinere aufspalten, die schließlich in den uns bekannten Telefonen enden, sausen unaufhörlich mit Lichtgeschwindigkeit die pulsierenden Signale der Telefonie. Die unterirdischen Kabel überbrücken Schluchten, durchtunneln Berge, liegen auf dem Boden der Ozeane und bilden ein Städte, Länder und Kontinente verbindendes Nachrichtennetz. Gehen wir ans Telefon, wählen die Zahlen 01 27 und dann eine bestimmte Teilnehmernummer, so meldet sich unser gewünschter Partner in Moskau. In Sekundenschnelle haben die durch das Drehen der Wählscheibe ausgelösten Signale die Weichen in den Vermittlungs- und Übertragungssystemen gestellt und mit bewundernswerter Sicherheit aus den Millionen Vermittlungsmöglichkeiten die richtige ausgewählt. Sprechen wir anschließend mit Igor oder Sascha, dann sausen unsere Worte mit der unvorstellbar großen Geschwindigkeit von 300 000 km/s durch die Drähte. Die Nachrichtenübertragung mit Hilfe von Drähten ist schon faszinierend, trotzdem wurde nach weiteren besseren Lösungen gesucht. Rundfunk und Fernsehen als drahtlose Informationsübermittlung boten eine neue, noch bemerkenswertere Technik. Kurzwellen, Richtfunkstrahlen, Trägerfrequenz, Modulation, das sind einige Begriffe, die damit verbunden sind. Mit der drahtlosen Informationsübermittlung können über Satelliten Bilder vom Mond, von der Venus oder jedem Punkt der Erde empfangen werden. Doch zurück zum Telefon. Fragen wir uns, ohne auf viele spezielle Probleme einzugehen:

Was passiert beim Telefonieren?

Durch Drehen der Wählscheibe erhält man über eine komplizierte Vermittlungstechnik die gewünschte Verbindung. Ohne diese Vermittlungstechnik müßte jeder Telefonapparat mit allen anderen durch eine separate Leitung verbunden sein. Das wäre unbezahlbar und sinnlos. Deshalb wurden schon frühzeitig Vermittlungsämter eingerichtet, die – wie Weichen – das Gespräch in die richtigen Bahnen lenken. Das geschieht heute überwiegend automatisch und ist unter dem Begriff „Selbstwählferndienst" bekannt. Die Ämter sind untereinander durch Kabel verbunden, die viele Aderpaare enthalten. Die Aderpaare bestehen aus einzelnen Kupferdrähten von 1,4 mm Dicke. Bis zu 2 000 Paare befinden sich dicht gepackt in einem sogenannten Niederfrequenzkabel. Nehmen wir den Telefonhörer in die Hand und sprechen, so wandelt ein Mikrofon im Hörer unsere Stimme in elektrische Schwingungen um. Die elektrischen Schwingungen werden nun direkt durch die Kabel geleitet und im Hörer des Empfängers in akustische Signale zurückverwandelt. Damit man auch größere Entfernungen nach diesem Prinzip überbrücken kann, müssen die elektrischen Schwingungen zwischendurch verstärkt werden. Es zeigte sich, daß es sehr unwirtschaftlich ist, Gespräche über Strecken, die größer als 30 km sind, mit Niederfrequenzkabel zu übertragen. Schon in den zwanziger Jahren entstand die Trägerfrequenztechnik, die über größere Weiten Anwendung findet.

ats geklingelt

Der Kammerton a

Versuchen wir uns einmal das Prinzip der Trägerfrequenztechnik in groben Zügen zu verdeutlichen. Nehmen wir eine Stimmgabel und schlagen sie an, dann sendet sie einen bestimmten Ton aus, z. B. den Kammerton a. Führen wir nun eine zweite Stimmgabel mit dem Kammerton a auf einige Meter an die erste heran, so fängt sie plötzlich auch an zu schwingen. In diesem Experiment bildet die erste Stimmgabel den Sender und die zweite den Empfänger. Der eben beschriebene Versuch gelingt aber nur dann, wenn Sender und Empfänger auf den gleichen Ton abgestimmt sind. Halten wir eine Stimmgabel mit einem höheren oder tieferen Ton an den Sender heran, so geschieht nichts. Lassen wir nun den Ton des Senders lauter oder leiser werden, dann wird auch die Empfängerstimmgabel stärker oder schwächer mitschwingen. So könnte man schon morsen. Mit diesem Versuchsaufbau haben wir schon eine auf Schallwellen basierende Nachrichtenübermittlung erhalten.

In der Praxis werden nicht Stimmgabeln zur Übermittlung eingesetzt. Der Kammerton a oder die Trägerfrequenz, wie der technische Ausdruck dazu heißt, ist hier eine elektrische Schwingung. An einem Beispiel wollen wir uns das nun ansehen.

Von den Telefonen 1, 2 und 3 sollen verschiedene Nachrichten über nur eine Leitung an die Empfänger 4, 5 und 6 gelangen. Drei verschiedene Trägerfrequenzen werden benötigt, um die Nachrichten zu übertragen. Auf jede Trägerfrequenz wird eine Nachricht moduliert. Die drei modulierten Frequenzen werden gemeinsam auf die Leitung gegeben. Sie überlagern sich dort und ergeben ein kompliziertes Schwingungsmuster. Am Ende der Leitung entzerren Filter die drei Trägerfrequenzen. Die Nachricht wird nun von der Trägerfrequenz getrennt oder demoduliert und zu den einzelnen Telefonen weitergeleitet. Dort ist dann im Hörer die Nachricht als Stimme zu hören. Die Trägerfrequenztechnik wurde hier nur prinzipiell dargestellt und ist in der Praxis viel komplizierter. Mit ihrer Hilfe können aber viele Nachrichten gleichzeitig über eine Leitung übertragen werden.

Richtfunkstelle im Weltall

Die Technik blieb aber beim Kabel nicht stehen. Funkwellen, die durch die Luft eilen, lösen oft über weite Entfernungen das Problem der Informationsübermittlung. Besonders ist die Übertragung mit Nachrichtensatelliten hervorzuheben. Ein gebündelter Strahl von Funkwellen – von der Erde ausgesendet – wird vom Satelliten empfangen, verstärkt und gerichtet wieder zur Erde gelenkt. Riesige Parabolantennen mit Durchmessern von 30 m empfangen die sehr schwachen Signale aus dem Weltall und leiten sie weiter.

Außerordentlich interessant sind die sogenannten geostationären Satelliten. Sie befinden sich in etwa 36 000 km Höhe und haben eine Umlaufzeit, die gleich der der Erde ist. Geostationäre Satelliten stehen deshalb von der Erde aus gesehen still am Himmel und bilden eine feste Richtfunkstelle im Weltall. Zu jeder Zeit können somit Telefongespräche oder Fernsehsendungen über den Satelliten weitergeleitet werden.

Damit ist die Entwicklung neuer faszinierender Methoden noch nicht am Ende. In Zukunft werden Lichtquellen als Trägerfrequenzen der Nachrichten dienen. Die dicken Kupferkabel werden dann durch eine Glasfaser ersetzt, die dünner als ein Haar ist. Die Glasfaser ist nicht nur phantastisch klein, sie leistet auch viel mehr als die heute üblichen Nachrichtenkabel.

Über hunderttausend Fernsprechkanäle können in sehr guter Qualität durch eine einzige Glasfaser aufgebaut werden.

In den nächsten Jahrzehnten wird die Menge an Informationen gewaltig anwachsen. Für das nächste Jahrtausend steht die Aufgabe, ein erdumfassendes Nachrichtensystem zu entwickeln. Dann wird wahrscheinlich jeder Mensch an jedem Ort der Erde mit einem anderen in Verbindung treten können, mit Videotelefonen, kleinen am Armband zu tragenden Fernsehtelefonen. Bis zu diesem Zukunftstraum ist aber noch ein langer Weg zurückzulegen. Die Anfänge sind aber heute schon durch die integrierte Elektronik, die Computertechnik, die Laser- und Kernphysik gelegt.

Gert Wessler

Übrigens:

Mädchen und Jungen mit erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse der Oberschule und guten Leistungen in naturwissenschaftlichen Fächern sowie im polytechnischen Unterricht, können bei der Deutschen Post, der Deutschen Reichsbahn und den Fernmeldeanlagenbetrieben der VVB Nachrichten- und Meßtechnik den Grundberuf Facharbeiter für Nachrichtentechnik erlernen.
Ausbildungszeit: 2½ Jahre
Zu den Arbeitsgebieten gehören u. a.:
Aufbau und Unterhaltung von Fernsprech- und Fernschreibvermittlungsanlagen,
Montage und Unterhaltung von Teilnehmereinrichtungen,
Bedienung und Unterhaltung von Funksende-, videotechnischen und tontechnischen Anlagen.

Zeichnungen: Manfred Bofinger



300 000 km in der Sekunde!!!



Düngung und Pflanzenschutz aus der Luft



So wahr ein Apfel rund ist, wird es für Anita, Ilona, Harry und Rüdiger in nicht allzu langer Zeit einmal heißen: „Zeigt her eure Äpfel!" Und über zwei Millionen Apfelesser in Berlin, Potsdam und Umgebung werden über die Qualität der Äpfel aus dem havelländischen Obstanbaugebiet ihr gewichtiges Urteil sprechen.

Ilona, Anita, Harry und Rüdiger erlernen nämlich den Beruf eines Gärtners für Obstbau. Noch sind sie im 1. Lehrjahr, aber schon im nächsten Jahr, als ausgebildete Facharbeiter, sind es „ihre Äpfel", die da auf den Obstbauanlagen des Zentralen Jugendobjektes „Havelobst" zwischen Potsdam, Brandenburg und Nauen reifen werden. Aber es ist heute schon ihr Jugendobjekt, ein gewaltiges Unternehmen!

Kein Gärtnerlatein ...

... ist es, wenn die vier uns erzählen, daß das havelländische Obstanbaugebiet als Zentrales Jugendobjekt bis zum Jahre 1980 das größte in sich geschlossene Obstanbaugebiet der DDR sein wird. 10 300 Hektar groß wird dieses „Apfelreich" sein (ein Hektar sind 10 000 Quadratmeter). Dann wird man hier jährlich 150 000 Tonnen Äpfel ernten. Das sind 150 Millionen Kilogramm und fast eine Milliarde Äpfel!

Aber bis dahin gibt es noch viel zu tun.

Für die vier „Apfellehrlinge" und ihre Kollegen heißt das zunächst einmal – lernen!

Die „Apfelwissenschaften" ...

... lernt man auf der Schulbank der Betriebsberufsschule des Obstanbaugebietes in Werder. Zum Beispiel Bodenfruchtbarkeit, Obstproduktion, Pflanzenschutz und Botanik wird da gelehrt. Und bei der Pflanzung, beim Baumschnitt, bei der Ernte und der Sortierung des Obstes können die Lehrlinge ihr erlerntes Wissen gleich in der Praxis anwenden und überprüfen.

Man spürt – es ist ihr Jugendobjekt! Hier lernen sie, und hier werden sie einmal arbeiten. Und beides macht Spaß.

Es geschehen schließlich in Werder und Umgebung große Dinge. „Na ja, da gibt es in Werder die Jugendhöhe. Dort entsteht eine große funkelnagelneue Betriebsberufsschule mit Internat für die zukünftigen Gärtner, also für uns. Natürlich mit einem zünftigen Freizeitzentrum und großer Sportanlage. Das alles kann man schon sehen. In der neuen Betriebsberufsschule werden wir im 2. Lehrjahr schon Unterricht haben."

Anita berichtet. Sie kommt aus Rangsdorf. Sie und viele andere Lehrlinge werden dann auch im neuen Internat leben.

Noch mehr geschieht aber auf den Obstbauanlagen des Jugendobjektes. „Bisher wurden über 2 000 Hektar Obstanlagen gepflanzt. Eine neue Stahl-Plast-Gewächshausanlage wurde auf einer Fläche von 7,5 Hektar in Werder errichtet. Hier wird ganzjährig Gemüse für die Hauptstadt und ihre Umgebung angebaut und geerntet.

3 000 Hektar Obstbauanlage können zur Zeit schon vollautomatisch beregnet werden. Das bedeutet, daß auf einem Hektar rund 150 Meter Wasserrohr verlegt werden mußten. Um das geerntete Obst auch bis zum nächsten Sommer frisch zu halten, wurden für 10 000 Tonnen Obst modernste Kühllagerhallen gebaut. Sie werden demnächst noch erweitert."

Rüdiger als zukünftiger Gärtner ist bestens informiert. Schließlich sind die Lehrlinge an fast allen Arbeiten beteiligt.

„Um die Obsterträge zu erhöhen, wird ständig Schlamm aus der Havel gebaggert und auf die Obstanlagen verteilt. Bisher waren es über 20 000 Kubikmeter Humus, die so gewonnen wurden.

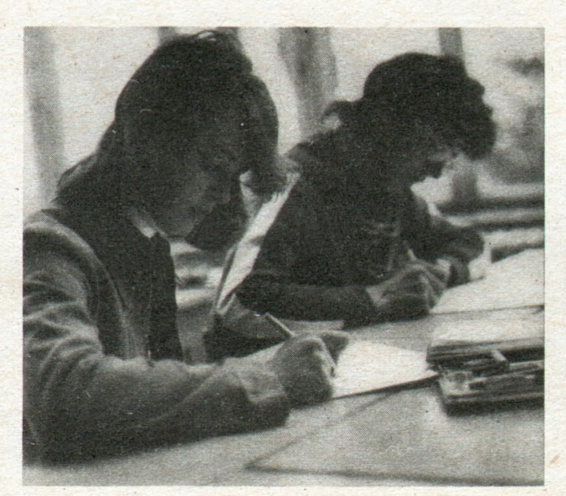
Unser neues FDJ-Sommerlager ‚Am Zernsee' ist große Klasse. Hier können einmal 8 000 Erntehelfer in den Ferien wohnen!"

Ilona sieht ebenfalls durch!

Jährlich kommen etwa 1 000 Hektar neu angepflanzte Obstanlagen dazu. Vorwiegend Apfel-

Text und Fotos:
Peter Klaus Eckert (2),
Fritz Reyher (2)

„Apfellehrlinge" auf der Schulbank!





bäume werden gepflanzt, d. h., daß auf einen Hektar rund 1 000 Bäumchen gepflanzt werden müssen. Von diesen jährlichen 1 000 Hektar bepflanzen 700 Hektar wir, die Jugend. Schließlich ist ‚Havelobst' ja ein Zentrales Jugendobjekt!"
Harry weiß Bescheid. Aber er interessiert sich besonders für die Technik, und da kommt er hier ganz gewiß nicht zu kurz!

Die Äpfel der Zukunft . . .

. . . werden einmal maschinell geerntet! Heute pflückt man sie noch mit der Hand. Das ist sehr aufwendig. Ebenso werden sie noch mit der Hand sortiert. Aber das wird in nicht allzu langer Zeit einmal alles ganz anders. Das ist Harrys Spezialstrecke!
„Es sind Versuche im Gange, alle Obstsorten, vor allem die Äpfel, weil wir davon ja am meisten haben, maschinell zu ernten. Und ganz bestimmt wird es in einigen Jahren eine Maschine geben, die die Äpfel unbeschädigt erntet. Vollautomatisch natürlich!



Wasser fließt durch Rohre.
Eine Beregnungsanlage wird verlegt



Zeigt her eure Äpfel . . . !



Aber gepflanzt werden die Bäumchen schon maschinell. Wir treten hinter dem Pflanzpflug nur noch das Erdreich um die jungen Bäumchen herum fest. Es gibt auch ein agrochemisches Zentrum in unserem Jugendobjekt. Die Obstanlagen werden vorwiegend vom Hubschrauber aus mit Dünger und Pflanzenschutzmitteln versorgt.
Na, und die neuen Beregnungsanlagen sind ja super!
Für 1 000 Hektar Anlage ist nur noch ein Mann für die Wartung und Bedienung der Beregnungsanlagen notwendig. Er spielt auf seinem Abschnitt Petrus! Später werden einmal alle 10 300 Hektar unseres Jugendobjektes vollautomatisch beregnet!"
Harry strahlt. Er ist in seinem Element.
„Aber wir arbeiten schon mit modernster Technik. Beim Baumschnitt zum Beispiel. Früher hat man sich mit der alten Baumschere Blasen über Blasen an den Händen geholt. Schneidet ihr mal Tag für Tag Obstbäume! Jetzt arbeiten wir mit einer pneumatischen Baumschere. Ein leichter Hebeldruck – und der Ast ist ab! Wir beschneiden die jungen Obstbäume jetzt schon so kurz, daß sie in den nächsten Jahren völlig maschinell mit einem traktorengezogenen Massenschnittgerät bearbeitet werden können. Den ‚alten Gärtner' mit Strohhut und großer Schürze, der langsam durch seinen Obstgarten schreitet, den gibt es bei uns nicht mehr.
In unserem Zentralen Jugendobjekt ‚Havelobst' wird Obst bald industriemäßig angebaut, geerntet, gelagert und in neuen Anlagen auch weiterverarbeitet werden."
Harry ist ein bißchen außer Atem gekommen.
Ein wenig Zukunftsmusik ist schon noch dabei. Aber die „Apfellehrlinge" und ihre Freunde werden daran mitarbeiten, daß diese Zukunftsmusik in kurzer Zeit Wirklichkeit wird!

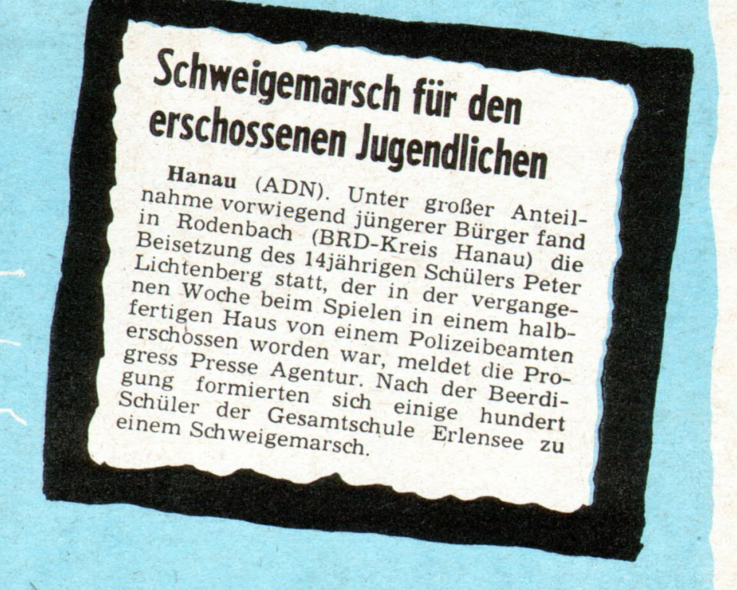
Hobby – Äpfel essen . . .

Anita ißt gern Äpfel. Nicht nur sie. Der Tagesrekord in der Klasse beim Äpfelsortieren steht so um 15 bis 20 Kisten herum. (Hoffentlich hat mich da niemand „veräppelt"!)
Aber deshalb lernt niemand aus der Klasse diesen Beruf.
„Eigentlich hatte ich vorher keine rechte Vorstellung davon, was ein Gärtner für Obstbau alles zu tun hat. Dann habe ich mich über die Berufsinformation gründlich über diesen Beruf unterrichtet und mich für meinen Beruf entschieden. Die Arbeit macht mächtigen Spaß, und ich arbeite gerne an der frischen Luft!"
So ist es bei Anita und den meisten aus ihrer Klasse.
Sie alle hatten kaum oder nur unklare Vorstellungen von ihrem Beruf. Heute sind sie mit Leib und Seele Gärtner. Aber keine „Schrebergärtner". Das nun ganz und gar nicht! Jeder der „Apfellehrlinge" hat neben seiner Arbeit sinnvolle Hobbys.
Harry meint: „Es ist ein duftes Gefühl, mit dabei zu sein, mitzuarbeiten, wenn etwas Großes, Neues entsteht. Und unser Zentrales Jugendobjekt ‚Havelobst' ist so ein Vorhaben. Hier und heute gestalten wir ein Stück Zukunft der sozialistischen Landwirtschaft mit!" So denken und arbeiten sie, die „Apfellehrlinge".
Und solltet ihr einmal als Erntehelfer im größten Obstbaugebiet der DDR mitarbeiten, vielleicht lernt ihr einen von ihnen kennen!

Gärtner Obstbau

Die wesentlichen Tätigkeiten des Facharbeiters sind Vorbereitung und Pflege des Bodens, Gehölzanzucht, Veredlung, Pflanzung von Gehölzen, Überwachung und Steuerung des Pflanzenwachstums durch ganzjährige Pflegemaßnahmen (wie Bewässerung, Düngung, Schädlingsbekämpfung, arten- und technologisch bedingter Gehölzschnitt, Ernte, Sortierung, Lagerung und Verpackung der Erzeugnisse). Dabei ist er extremen Witterungsbedingungen (Hitze, Kälte und Niederschlägen) ausgesetzt.
Der Gärtner im Obstbau arbeitet mit vielfältigen Maschinen (wie Traktoren, Pflanz-, Hack-, Ernte-, Sortiermaschinen), Geräten und Anlagen (Produktions-, Lager-, Bewässerungs-, Transport-, Putz- und Sortieranlagen), die er zweckmäßig einsetzen und entsprechend den technischen Vorschriften bedienen und pflegen muß.
Der Einsatz der Facharbeiter erfolgt in landwirtschaftlichen und gärtnerischen Produktionsgenossenschaften, in volkseigenen Gütern und Betrieben und in kooperativen Abteilungen Pflanzenproduktion.

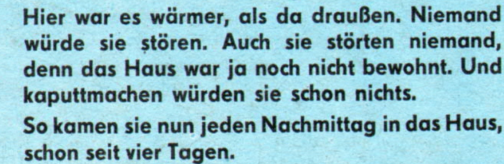
In Hamburg wurden zwei ahnungslose Passanten erschossen, als Polizeibeamte rücksichtslos das Feuer auf Gangster bei einem Überfall eröffnen. · Bei der Jagd auf einen Bankräuber wurde in München der völlig unbeteiligte Taxifahrer Günter Jendrian von der Polizei brutal erschossen. · In einer Dorfgaststätte in Hildesheim trafen Todesschüsse aus der Polizeiwaffe einen neunzehnjährigen Kraftfahrzeugmechaniker, weil er nicht das Lokal verließ, wie der Polizist es forderte. · In Duisburg erschoß ein Hauptwachtmeister einen Mopedfahrer, weil dieser aus Angst vor einer Verkehrskontrolle eine Kreuzung überfahren hatte und sich verstecken wollte. Tatsachen beweisen: Die Polizei der BRD, „Hüter der Ordnung" eines kapitalistischen Staates, dessen Politiker das Wort Menschenrechte gern gebrauchen, vergeht sich ständig am ersten Recht jedes Menschen – zu leben. Selbst Kinder bleiben nicht verschont. Lest unseren Tatsachenbericht.



Schweigemarsch für den erschossenen Jugendlichen

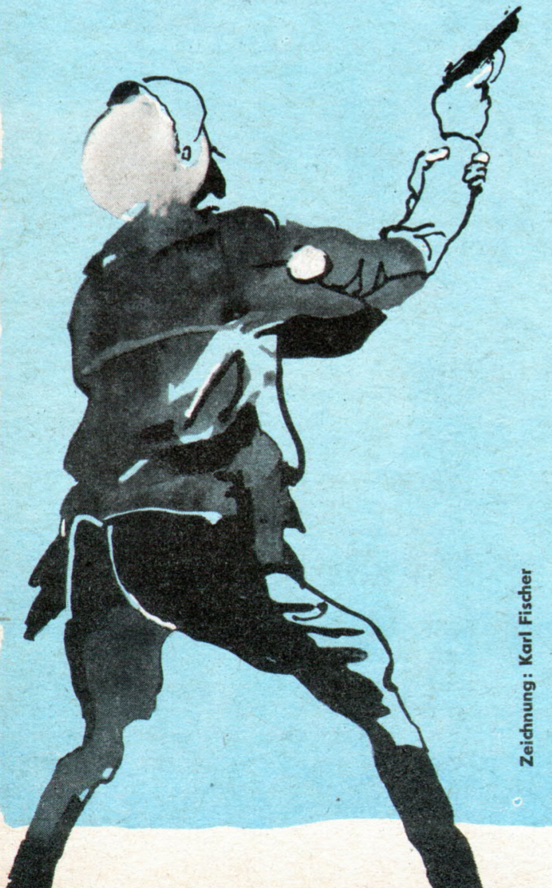
Hanau (ADN). Unter großer Anteilnahme vorwiegend jüngerer Bürger fand in Rodenbach (BRD-Kreis Hanau) die Beisetzung des 14jährigen Schülers Peter Lichtenberg statt, der in der vergangenen Woche beim Spielen in einem halbfertigen Haus von einem Polizeibeamten erschossen worden war, meldet die Progress Presse Agentur. Nach der Beerdigung formierten sich einige hundert Schüler der Gesamtschule Erlensee zu einem Schweigemarsch.

Mord an Peter



Sie hatten immer noch die Bauleute gesehen, doch seit zwei Tagen kamen die nicht mehr. Das Haus, eines der neuen im hessischen Niederrodenbach, stand leer und verlassen. Die Bauleute hatten ihr Werkzeug mitgenommen, und Mieter waren noch nicht eingezogen.

Sie waren fünf, Mädchen und Jungen aus Niederrodenbach und vierzehn und fünfzehn Jahre alt. Und einer von ihnen war Peter Lichtenberg. Da dachten sie nun, als sie das Haus so verlassen und noch nicht bewohnt fanden, daß sie es doch auch einmal von innen ansehen könnten. Und sie entdeckten eine unverschlossene Tür, durch die sie in das Haus gehen konnten. Sie durchstreiften die Zimmer, stiegen Treppen hinauf, sahen aus den sehr großen Fenstern. Konnten sie sich in diesem Haus nicht immer treffen? An den Nachmittagen nach der Schule?



Zeichnung: Karl Fischer

Hier war es wärmer, als da draußen. Niemand würde sie stören. Auch sie störten niemand, denn das Haus war ja noch nicht bewohnt. Und kaputtmachen würden sie schon nichts.

So kamen sie nun jeden Nachmittag in das Haus, schon seit vier Tagen.

Am fünften Tag brachten die Jungen eine Flasche Sekt. Die Mädchen beschafften Kerzen. Sie hatten auch einen Recorder dabei und die Abba's sangen „Mamma Mia" und „Tropical Loveland". Sie tanzten und tranken etwas von dem Sekt, der so prickelte und leicht machte. Die Kerzen brannten und warfen Schatten in das Zimmer mit der großen Terrassentür.

Die Schatten brachten den vierzehnjährigen Peter darauf, Gespenst zu spielen. Er wollte die Mädchen ein bißchen erschrecken – nur so zum Spaß – verstellte die Stimme und machte Krallenfinger, die nun als Schatten über die Wände tasteten. Peters Freundin und die anderen Mädchen liefen durch das Haus und kreischten, wie das beim Spiel eben so ist. Aber jemand hatte draußen die so zum Kreischen gebrachten Mädchen gehört und bei der Polizei angerufen.

Sekunden später startete der Polizeimeister Jürgen Lörcher seinen Streifenwagen und raste in Richtung des Hauses, aus dem das Kreischen gehört worden war. In der Hand die schußbereite und entsicherte Dienstpistole näherte er sich dem Haus von der Terrassenseite.

Durch die Glastür sahen Peter und seine Freundin das Polizeiauto halten. Sie sahen auch den Polizeimeister mit der gezogenen Waffe kommen und drückten sich hastig und verängstigt gegen die Wand neben der Tür.

Polizeimeister Lörcher bemerkte, daß sich eben was im Zimmer bewegt hat. Aus seiner Dienstvorschrift kennt er, daß man bei „unbestimmten Situationen" immer das Schlimmste befürchten muß. Und er beschließt, daß er es hier mit einer „unbestimmten Situation" zu tun hat. Er versucht nicht, das Haus zu betreten. Er versucht nicht, durch die Glastür zu blicken. Er klopft nicht an die Scheibe und ruft nicht: „Aufmachen, Polizei!" Er geht sofort in die Knie, reißt die Hände mit der Waffe hoch und drückt aus drei Meter Entfernung auf die dunklen Gestalten hinter der Tür ab. Das alles geht sehr schnell, und so ein Kampfschuß trifft meist immer. Der Polizeimeister hat ihn oft genug im Schießkino geübt und immer getroffen.

Das Geschoß durchschlägt die Doppelglastür und trifft den vierzehnjährigen Peter in die Brust. Der Schuß ist tödlich. Peter nimmt entsetzt die Arme hoch, taumelt zwei Schritte rückwärts und rutscht an der Wand zu Boden. „Ich bin doch nur ein Junge", kann er noch sagen. „Warum schießt ihr auf Kinder?" Das sind seine letzten Worte. Wenig später ist er tot.

Was für ein Trost für die arbeitslose Mutter, wenn sie in der „Frankfurter Rundschau" Tage darauf liest: „In Hanau hat ein Polizist einen Jungen leichtfertig erschossen." Das ist keine bedauerliche Panne und auch nicht nur ein tragischer Unfall... Bleiben werden immer die Worte ihres nun toten Jungen: „Warum schießt ihr auf Kinder?"

Nachgedacht!

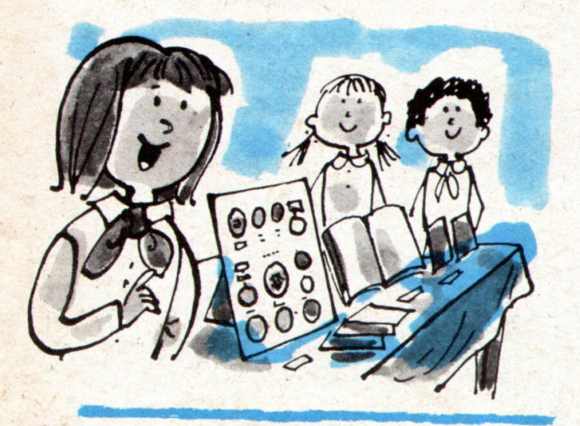
Ich habe lange darüber nachgedacht, wie wir unser Volkseigentum schützen können. In unserer Pioniergruppe, d. h. in unserer Klasse, haben wir uns darüber noch nicht den Kopf zerbrochen. Im Gegenteil, bei uns beschmieren sogar manche Schüler die Bänke. Und wenn ich mal einen Vorschlag mache, darüber zu sprechen, dann lachen sie laut los und blamieren mich. Wie könnte man sie dazu anregen?

Birgit Wortha, 7583 Klauschwitz

Hobby-Ausstellung

Ich möchte euch mitteilen, wie es auf unserer Hobby-Ausstellung war. Wir stellten unsere Hobbys auf einer langen Tischreihe aus. Die meisten Kinder zeigten ihre Urkunden, Bücher und Briefmarken. Es waren auch Medaillen, Abzeichen und Zeichnungen zu sehen. Unsere Klasse ist im Sport sehr aktiv. Fast alle Schüler gehen in eine Sportgemeinschaft.

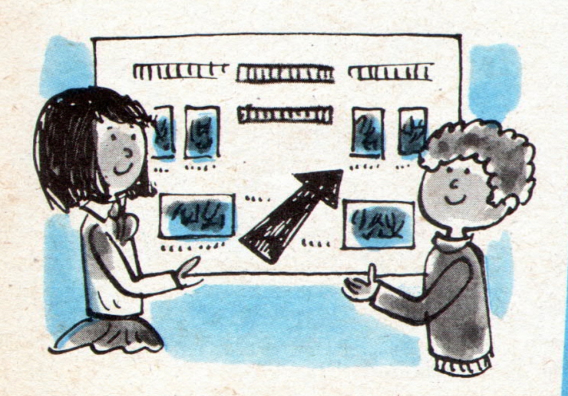
Sibille Marlow, 18 Brandenburg



24 Wandzeitungen

Wir haben uns in unserem Gruppenplan vorgenommen, besonders gute Taten zu Ehren des 60. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution zu vollbringen. Einige haben wir schon erfüllt. Wir lernten die Heldenstädte Leningrad und Moskau kennen, und wir sprachen darüber, wie der Rote Oktober die Welt veränderte. Dann fertigten wir 24 große Wandzeitungen an. Sie erzählen von den Erfolgen der Sowjetunion im Sport, beim Aufbau, in der Wissenschaft, in der Kunst, im Weltraum, in der Landwirtschaft, bei der Verteidigung des Friedens usw.

Klasse 4b Oberschule Kaulsdorf/S.







Pioniere voran

In Unterlind findet jeden Monat eine Altstoffsammlung statt. Sie wird vom Gemeinderat organisiert und ist an jedem ersten Sonnabend des Monats. Es können sich alle Einwohner daran beteiligen, selbstverständlich auch wir Schüler. Wir sammeln Altstoffe und geben sie dann bei der Sammelstelle ab. Wollen wir das Geld in der Schule spenden, erhalten wir neben dem Geld noch eine Quittung, die wir dann in der Schule abgeben.

Elfi Risch, 6401 Unterlind/Thür.

Freundschaft und Kritik

Die Grundlage einer richtigen Freundschaft muß auf jeden Fall Vertrauen, Kameradschaftlichkeit und Zuverlässigkeit sein. Einem richtigen Freund muß man auch als „richtiger Freund" gute Ratschläge geben können, ihm beistehen und helfen können. Unter helfen verstehe ich, nicht dem Freund vorzusagen oder ihn bei einer schlechten Sache zu unterstützen. Das kann ihm unter Umständen nur Schaden zufügen und ist ihm keine Hilfe. Ich selbst habe eine feste Freundin, mit welcher ich auch in eine Klasse gehe. Unsere „Hilfe" untereinander ist die Kritik. Ja, ein wahrlich schwieriges Thema, wobei wir auch oft in Meinungsverschiedenheiten enden. Doch wir haben uns geholfen und wissen, was wir an uns verbessern müssen.

Simone Jungbluth, 7033 Leipzig
„Frösi"-Korrespondent

Zeichnungen: Ladislaus Elischer



Der „gesungene" Wandertag

Ich hatte euch einmal geschrieben, daß es mit dem Singen bei uns in der Klasse nicht so richtig klappt. Daraufhin habe ich euren Rat befolgt und den Wandertag dazu benutzt. Ich stimmte nämlich ein Lied an und siehe da, einige Schüler sangen sofort mit. Nun wurden auch unsere Erzieher aufmerksam, sangen mit und forderten auch die restlichen Schüler auf, mitzusingen. Unser Wandertag durch den Harz verging wie im Fluge. Der Aufstieg, der uns anfangs sooo schwergefallen war, ging, so kam es uns jedenfalls vor, ganz leicht. Wir singen nun schon öfter und freuen uns auch schon auf den nächsten Wandertag.

Sylvia Bischof, 4325 Gattersleben

Junge Talente

Wir Jungpioniere der Klasse 3d der Ernst-Thälmann-Oberschule haben eine Pioniergruppe gebildet. Wir rezitieren, tanzen und spielen. Besonders singen wir gern. Wir bereiten mit unseren Liedern viel Freude. Wir waren schon im Feierabendheim, im Patenbetrieb, bei den Genossen der SED, bei FDJ- und Pionierfeiern. Unsere Gruppe erhielt schon viel Lob und Beifall. Zum Kreisfest der Jungen Talente erhielten wir zweimal die Note „Sehr gut".

Klasse 3d, Ernst-Thälmann-OS, 7422 Gößnitz



Wie wird man ein Kollektiv?

Unsere Klasse ist noch kein Klassenkollektiv. Auch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ist nicht so richtig. An was mag das wohl liegen? Wir haben natürlich versucht, in jeder Beziehung zusammenzuhalten, den schwächeren Schülern Hilfe zu leisten und die Lernergebnisse zu verbessern sowie den Fleiß und den Eifer zu vergrößern.
Der Gruppenrat weiß sich keinen Rat mehr. Ich möchte um ein paar Anregungen zur Erfüllung eines so wichtigen Zieles bitten.

Andrea Fuchs, 6308 Gräfenau-Angstedt

Vor 25 Jahren, am 23. August 19
der Sozialistischen Einheitspar
organisation den Namen „Ernst

Zwei B
mit Ges

Ja, die Bilder! Nun sind sie schon Geschichte. Fotografen, die Schnellmaler unserer Zeit, haben da einen Augenblick Leben eingefangen und ihn für uns aufgehoben. Für den, der dabei war, verwandelt sich das festgehaltene Geschehen zurück ins Leben, sieht er die Bilder an.

Das erste Bild wurde in Berlin, im Gebäude des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik aufgenommen. Es ist der 10. Dezember im Jahre 1973. An diesem Wintertag scheint die Sonne. Sie scheint durch die hohen Fenster in den Festsaal. Sie leuchtet in den weißen Blusen, in den roten und blauen Fahnen. Und sie leuchtet auch aus den Gesichtern der Pioniere, die sich zum Festappell aufgestellt haben.

„Aufgeregt?" wird Cerstin leise von ihrer Nachbarin gefragt. „Nein, kein bißchen. Ich freue mich nur sehr."

„Ich auch."

Ja, sie freuen sich, gehören zu den ersten Pionieren, die von Genossen das rote Halstuch erhalten. Hier in Berlin, der großen und schönen Stadt.

Warum soll Cerstin aufgeregt sein? Weil sie nachher sprechen wird? Nein, es ist doch alles so einfach. Sie wird vorn stehen, ganz vorn und den Genossen für das rote Halstuch danken. Im Namen aller Pioniere unserer Republik. Sie weiß doch, daß die Genossen die besten Freunde der Pioniere sind, sind es seit der ersten Stunde, werden es immer sein. Und sie weiß auch, was sie sagen wird.

Dann kommt der große Augenblick. Genosse Erich Honecker, der Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, spricht zu den Thälmannpionieren. Und er sagt: „Auf dem 1. Pioniertreffen in Dresden hatte das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands der Pionierorganisation den verpflichtenden Namen ‚Ernst Thälmann' verliehen. Damals forderte Hermann Matern im Namen des Zentralkomitees die Pioniere auf: ‚Mit der roten Fahne erkämpft und erarbeitet euch das rote Halstuch!' Seitdem sind über 20 Jahre vergangen. Voller Freude können wir Kommunisten, die Arbeiterklasse und das ganze werktätige Volk unserer sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik sagen, daß das Vermächtnis Ernst Thälmanns in der Pionierorganisation lebendig erfüllt wird, daß ihr euch das rote Halstuch erkämpft und erarbeitet habt..."

Im Beifall der Thälmannpioniere sind Stolz und Freude. Cerstin blickt auf das Banner aus dunkelrotem Samt mit den Bildnissen von Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck. Dieses Banner wurde den Pionieren von der Partei zusammen mit dem Namen „Ernst Thälmann" verliehen. Und Cerstin denkt an ein Bild, das sie kennt. Aufgenommen wurde es an jenem 23. August im Jahre 1952 auf dem Theaterplatz in Dresden. Ein weißhaariger Genosse ist da zu sehen, Hermann Matern, er lächelt. Und neben ihm ein Mädchen mit langen dunklen Haaren, das lacht. Im Hintergrund das Ehrenbanner. Cerstin möchte das Mädchen fragen: „Wie ist dir, was empfindest du?", möchte alles wissen. Das Mädchen ist nun wohl schon eine Frau. Aber damals war es Pionier und hat das Gelöbnis gesprochen, hat da gestanden und gesprochen zu den Pionieren und Genossen, wie Cerstin sprechen wird.

Das Mädchen damals hieß Gisela. Mit Tausenden Pionieren aus den Städten und Dörfern unserer noch



...952, verlieh das Zentralkomitee ...tei Deutschlands der Pionier... ...Thälmann".

...Bilder ...schichte

Fotos: JW

sehr jungen Republik war sie nach Dresden zum 1. Pioniertreffen gekommen. Das Kinderglück zog in die so stark zerstörte Stadt an der Elbe.

Da wurde gesungen, getanzt, und man hatte immer Sorge, irgendetwas zu versäumen, nicht dabeizusein, hätte am liebsten nicht geschlafen und gegessen. Da kam eines Nachmittags ein Genosse, und er fragte nach Gisela. Als er sie gefunden hatte, gingen sie ein Stück die Straße hinauf. Er vertraute ihr an, daß den Pionieren der Name „Ernst Thälmann" verliehen würde. Und sie sollte das Gelöbnis der Pioniere sprechen. Nein, sie wußte nicht, ob sie das konnte. Der Genosse gab ihr einen Bogen, auf dem die Druckfarbe noch nicht ganz trocken war. Das Gelöbnis. Sie setzten sich beide auf die Bordsteinkante. Immer wieder las Gisela das Gelöbnis laut, blieb stecken, fing wieder an. Am Abend konnte sie es.

Auf dem Theaterplatz in Dresden standen die Pioniere und die Leute aus der Stadt. Musik und Fahnen und frohe Rufe. Und dann sprach Genosse Hermann Matern, sagte, daß das Zentralkomitee der Partei der Pionierorganisation den Namen „Ernst Thälmann" verliehen habe und übergab das rote Banner. „Hoch lebe die Partei! Sie kann uns immer vertrauen! Wir tragen den Namen in Ehren!" antworteten die Pioniere. Jemand schob Gisela zum Mikrofon. Sie war zu klein, reichte nicht heran und niemand sah sie. Sie wurde hochgehoben, stand plötzlich auf einer Gemüsekiste. Nun sah sie vor sich den grenzenlosen Platz. Und sie dachte auch, daß sie vielleicht vor Aufregung kein Wort über die Lippen bringen würde. Doch sie war auch sehr froh, daß gerade sie sagen durfte, was alle dachten. Und dann sprach sie mit klarer und deutlicher Stimme das Gelöbnis. Ihr war, als hätte sie hunderttausend Stimmen. Sie alle gelobten, ihre Kraft dem Sozialismus zu geben. Sie versprachen, die Freundschaft zur Sowjetunion zu hüten, immer gut zu lernen und würdige Bürger unserer Republik zu werden. Und für Gisela war es, als blikken in dieser Stunde alle Menschen unseres Landes auf sie...

Als dann auch Cerstin ihr rotes Halstuch aus den Händen eines Genossen erhalten hat, spricht sie. Und sie spricht wohl mit so klarer und deutlicher Stimme wie damals Gisela.

„...Wir wollen uns dieser hohen Auszeichnung stets würdig erweisen und unser rotes Halstuch in Ehren tragen... Wir wollen treu, fest, stark und siegesbewußt im Handeln sein – wie unser Ernst Thälmann! Wir wollen immer lernen, arbeiten und kämpfen – wie unser Ernst Thälmann! Wir wollen gute Patrioten werden – wie unser Ernst Thälmann! Wir wollen die ewige Freundschaft zur Sowjetunion und den proletarischen Internationalismus behüten – wie unser Ernst Thälmann! Im Geiste Ernst Thälmanns gilt unsere Liebe, unsere Treue und unsere ganze Kraft unserer Deutschen Demokratischen Republik! Das versprechen wir!"

Zwei Bilder. Zwei Bilder mit Geschichte. Zwei von vielen, die zur Geschichte unserer Pionierorganisation gehören, die nun bald 30 Jahre alt wird. Es werden noch viele hinzukommen, die Augenblicke aus unserem schönen Leben festhalten. Ganz bestimmt werden sie das!



Erich Honecker, Generalsekretär des Zentralkomitees der SED und Vorsitzender des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, wurde am 25. April 1912 geboren. Mit 23 Jahren wurde er mit vielen anderen Genossen von den Faschisten verhaftet und später zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. In den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges verstärkten sich anglo-amerikanische Bombenangriffe auf Berlin und andere Städte. Zur Beseitigung der Bombenschäden an Berliner Gefängnissen und Gerichtsgebäuden wurde aus dem Zuchthaus Brandenburg-Görden ein Arbeitskommando zusammengestellt. Dabei lernten sich Erich Honekker, von Beruf Dachdecker, und Erich Hanke, von Beruf Maurer, kennen.
Sie verband eine feste Freundschaft. Erich Hanke schrieb darüber: „Unter den schwierigen Lebensbedingungen, in denen menschliche Schwächen und menschliche Größe schnell offenbar werden, beeindruckte mich die Persönlichkeit des Genossen Honecker außerordentlich. Er ist ein Mensch von hervorragenden Qualitäten. Bescheidenheit, Sinn für Gerechtigkeit, die Fähigkeit, für das Wohl des Volkes jedes persönliche Opfer zu bringen, Mut, Willenskraft und Energie paaren sich mit großer Intelligenz, umfangreichem Wissen, politischer Erfahrung, einem klaren Blick für das Wesentliche und Beharrlichkeit. In den Anforderungen, die die Haft stellte, und in den vielen stundenlangen Diskussionen erschloß sich mir ein guter Mensch und ein hervorragender Kommunist."
1945 versuchten die beiden Genossen einen Ausbruch, der zunächst mißlang. Von der dramatischen Flucht, vierundzwanzig Stunden danach, berichtet der folgende gekürzte Auszug aus dem Buch „Erinnerungen eines Illegalen" von Erich Hanke, erschienen im Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik.

Vierundzwanzig Stunden danach

Ich war nun wieder allein im Keller. Einesteils war ich sehr froh, daß alles so glimpflich abgelaufen war. Wäre der Hauptwachtmeister etwas früher gekommen, dann hätte das die ernstesten Folgen für uns gehabt.
Andererseits saßen wir immer noch in der Anstalt, und ich sah zunächst keine Möglichkeit, aus ihr herauszukommen.
Nachdem ich mich gesammelt hatte, begann ich den Keller auf andere Ausbruchsmöglichkeiten zu untersuchen, und ich entdeckte eine! In einem Kellerraum, der mir zugänglich war, befand sich ein Kellerfenster. Es führte auf die Straße und war durch eine Eisenplatte, vier Schlösser und zwei Eisenstangen gesichert. Mit dem Werkzeug, das ich besaß, war ich durchaus in der Lage, die Schlösser zu öffnen, die Klappe anzuheben und auf die Straße zu klettern. Aber das war ein sehr gefährliches Unterfangen, denn das Kellerfenster lag dicht vor dem Haupteingang und unmittelbar unter den Verwaltungsräumen.
Um die Mittagszeit konnte ich Erich wieder sprechen. Ich erzählte ihm die neue Variante mit all ihrem Für und Wider. Da meinte er: „Ich glaube, es gibt einen besseren Weg. Wir können auch übers Dach gehen!"
Sein Vorschlag erschien mir durchaus realisierbar. Die Durchführung war zwar gefährlich, aber mein Fluchtweg noch gewagter. In jedem Falle war es richtiger zu handeln, als abzuwarten, denn wir hatten nichts zu verlieren.
Nach der Arbeit erörterten wir noch einmal unseren Plan. Unsere Absprachen mußten immer unter Beachtung größter Vorsicht geschehen, denn alle dreißig Gefangenen unseres Arbeitskommandos befanden sich nachts in einem gemeinsamen Schlafraum.
Der Fehlschlag hatte Erich und mich nicht entmutigt, und es gelang mir, auch diese Nacht gut zu schlafen. Am anderen Morgen wuchs nach Arbeitsbeginn meine Spannung mit jeder Stunde. Ich erwartete die elf Schläge der Kirchturmuhr.
An jenem Tag, es war der 6. März 1945, hatte mir der SS-Hauptsturmführer einen holländischen Gefangenen für Handlangerdienste zugeteilt. Ich mußte ihm mein Entfernen aus dem Keller begründen und auch einen möglichst großen Vorlauf sichern. Als es 11 Uhr schlug, sagte ich: „Jan, wenn der Alte kommt und nach mir fragt, dann sagst du, ich sei austreten."
Dann stieg ich die Treppe zum Dachgeschoß hinauf. Ich blickte Erich nur an und kletterte, ohne ein Wort zu sagen, die Dachlatten empor, die durch Bombeneinwirkung von Dachziegeln entblößt waren. Dann lief ich den Firstbalken entlang zu dem daran anschließenden Mietshaus.
Das Frauenjugendgefängnis lag zwischen der Magdalenen- und Alfredstraße. Es war in der Straßenfront eingebaut. In Richtung Frankfurter Allee grenzte es an dreistöckige Wohnhäuser. Das Verwaltungsgebäude, auf dessen Dachfirst ich entlang lief, war etwa zwei Stockwerke hoch. Vom Dach des Verwaltungsgebäudes ging ein Blitzableiter an der Mauer der Mietskaserne nach oben.
Ich hatte einen Maurereimer bei mir, in dem sich ein langer Meißel, ein Maurerhammer, ein längerer Strick und meine Tagesbrotration befanden.



Am Blitzableiter angelangt, knüpfte ich das eine Ende des Strickes um meinen Leib, das andere Ende war schon am Henkel des Eimers befestigt. Darauf kletterte ich am Blitzableiter empor und erreichte das Dach des Wohnhauses. Von oben zog ich an dem Strick den Maurereimer nach. Er sollte uns nachher auf der Straße als Tarnung dienen und den Eindruck erwecken, daß wir zu irgendeiner Arbeit gingen. Außerdem benötigten wir vielleicht das Werkzeug und den Strick für unvorhergesehene Fälle.
Erich zögerte ebenfalls nicht. Ich hatte kaum den Eimer hochgezogen, da stand er schon am Blitzableiter und kletterte zu mir aufs Dach.
Das Risiko, das wir eingingen, war beträchtlich. Der Kommandoführer konnte jeden Augenblick auftauchen.
Ich wartete nicht, bis Erich neben mir stand, sondern suchte die Dachluke, öffnete sie und sprang in den Bodenraum hinunter. Erich folgte mir. Ich rechnete damit, daß die Bodentür verschlossen war, und hatte die Absicht, das Schloß durch einen Hammerschlag zu öffnen. Das war jedoch unnötig.
Wir gingen nun schnell die Stufen des Wohnhauses hinunter und gelangten in den Hausflur. Da stand plötzlich ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen vor uns. Sie bemerkte, daß wir durch ein angrenzendes zerbombtes Haus in die Alfredstraße hinüber wollten und sagte: „Hier kann man aber nicht durch." „Das laß nur unsere Sorge sein", erwiderte Erich.
Die meisten Aufseherinnen des Gefängnisses wohnten in den umliegenden Straßen, und Erich stimmte deshalb meinem Vorschlag zu, uns über die Frankfurter Allee vom Gefängnis zu entfernen. Wir rechneten damit, daß uns niemand für so kühn und unerschrocken halten würde, die belebteste Straße in voller Zuchthausuniform als Fluchtweg zu benutzen.
Wir hatten kaum dreißig Schritte zurückgelegt, da meinte Erich plötzlich: „Hinter uns ist ein Wachtmeister!"
Zwischen dem Gefängnis und der Kirche befand sich das Amtsgericht Lichtenberg, und der Wachtmeister gehörte wahrscheinlich zum Justizpersonal. Er mußte sehen, daß wir ohne Bewachung waren, aber einen Maurereimer bei uns trugen. So konnte er annehmen, daß wir in einem der nächsten Häu-

ser Arbeiten auszuführen hatten. Erich und ich gingen, als hätten wir uns abgesprochen, gleichzeitig schräg über die Straße in den Flur eines Wohnhauses hinein. Links und rechts von der Treppe, die zum ersten Stockwerk führte, befanden sich starke Pfeiler, hinter denen wir uns verbergen konnten. Ich nahm meinen Meißel aus dem Eimer und stellte mich bereit. Erich erwartete auf der anderen Seite ebenfalls den Wachtmeister.

Es vergingen einige Minuten. Nach meiner Überlegung hätte er längst bei uns sein müssen. Erich dachte offenbar auch so, denn er begab sich vorsichtig an die Haustür, während ich in meiner Stellung verharrte. Er lugte um die Hausecke und sagte: „Die Straße ist frei!" Offensichtlich hatten wir keinen Verdacht erregt.

Nun gingen wir zur Frankfurter Allee. Der erste Blick auf die Allee ließ mich aufs äußerste erschrekken.

Tags zuvor hatten starke Bombenangriffe beträchtliche Teile dieser Straße in Trümmer gelegt. Nun befanden sich, in Abständen von 5 Metern verteilt, entlang der Frankfurter Allee einige hundert Polizisten und Soldaten, die die Straße räumten.

Wir konnten natürlich nicht stehenbleiben, ohne Verdacht zu erregen. So liefen wir langsam, im sogenannten „Knastschritt", mitten auf der Promenade in Richtung S-Bahnhof Lichtenberg-Friedrichsfelde.

Am liebsten wären wir losgerannt, denn wir mußten mit einem Jagdkommando rechnen, sobald unser Ausbruch bemerkt worden war.

Die Polizisten und Soldaten sahen uns an. Wir bemühten uns, zu grienen und uns möglichst ungezwungen zu verhalten. Die Polizisten und Soldaten grinsten ebenfalls und ließen uns ungehindert des Weges ziehen. Die mit Maurerdreck beschmierte Zuchthauskleidung, der Maurereimer und unser ruhiges Auftreten ließen bei ihnen keinen Verdacht aufkommen.

Unsere Absicht war ursprünglich, in einiger Entfernung von der Anstalt in einer Ruine zu verschwinden. Durch diese unerwartete Situation aber war das nicht möglich. Wo Zerstörungen waren, schippten die Arbeitskommandos die Straße frei, und dahinter befanden sich unbeschädigte Häuser, die uns keinen ungestörten Unterschlupf boten. So blieb uns nichts anderes übrig, als die Frankfurter Allee hochzulaufen.

Als wir die Siegfriedstraße erreichten, bogen wir links ein. Sie war fast menschenleer. Wir beschleunigten nun unsere Schritte. Nicht weit von dort befand sich die Wohnung meiner Tante, und ich wollte versuchen, zunächst einmal mit Erich dort unterzukommen.

Wir hatten etwa 100 Meter zurückgelegt, da kam uns eine junge Frau entgegen. Ich blickte sie an und dachte: Die kennst du doch? Auch sie sah mich erstaunt an. Ich war schon einige Schritte an ihr vorbei, da erinnerte ich mich.

„Ella!"

„Erich?"

Es war eine Schulfreundin und Genossin. Ich hatte sie das letzte Mal kurz vor meiner Verhaftung getroffen. Auch sie arbeitete damals illegal für unsere Partei.

Nun werden wir sicher Hilfe bekommen, glaubte ich. Um mich zu vergewissern, stellte ich schnell einige



Zeichnungen: Karl Fischer

Fragen. So erfuhr ich, daß ihr Mann bei Stalingrad gefallen, sie selbst ausgebombt war und nun mit ihrem Kind bei den Schwiegereltern wohnte und daß ihr Verhältnis zu diesen nicht sehr gut war.

Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, verabschiedete ich mich sofort. In diesem Augenblick trat eine Frau an uns heran und fragte erstaunt: „Was haben Sie denn für eine Uniform an?"

Diese Frage wurde oft gestellt, wenn wir unter Bewachung in der überfüllten U- oder S-Bahn zur Arbeitsstätte fuhren. Viele Menschen wußten mit dieser Zuchthauskleidung nichts anzufangen. Die schwarze Drillichkleidung mit den breiten, gelben Biesen längs der Hose und dem gelben Streifen auf dem rechten Oberarm war vielen nicht bekannt.

Als die Frau uns nun fragte, platzte Erich heraus: „Wir sind vom Zirkus!"

Trotz der komplizierten Lage, in der wir uns befanden, mußten wir beide herzlich lachen, als wir unseren Weg fortsetzten.

Ich blickte mich noch einmal um. Da sah ich Ella immer noch wie angewurzelt auf dem gleichen Fleck stehen. Bei der kurzen Unterhaltung hatte sie gar keine Zeit zu überlegen. Und nun – so schien es mir – begann es bei ihr, wie der Berliner sagt, „zu dämmern."

Die Wohnung meiner Tante und meines Onkels war nur noch etwa 600 Meter entfernt. Sie lag in der Wotanstraße 8, am Freiaplatz. Ich erwartete von beiden keine wirkliche Hilfe für uns. Mein Onkel, das wußte ich genau, war nicht bereit, ein größeres persönliches Risiko einzugehen, obwohl er kein Nazianhänger war. Ich rechnete aber mit der Möglichkeit, Zivilkleidung zu bekommen. Außerdem war es wichtig, daß wir schnell von der Straße verschwanden.

Fraglich war, ob das Wohnhaus überhaupt noch stand und meine Verwandten dort noch lebten.

Wir hatten den Freiaplatz fast überquert, da erblickte ich das noch unbeschädigte Haus!

Mir war nicht wohl, als ich an den Wohnungsschildern die alten Namen von Bewohnern las, die mich früher gut gekannt hatten. Auch mein Onkel und meine Tante wohnten noch dort.

Ich klingelte. Die Tür öffnete sich und vor mir stand ein vierzehnjähriges Mädchen. Sie sah uns erstaunt oder sogar erschrocken an. In unserer „Kluft" machten wir sicher keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Dieses Mädchen – die Tochter meines Cousins, wie ich später erfuhr – hatte ich das letzte Mal gesehen, als es etwa ein Jahr alt war. Um sie zu beruhigen, fragte ich schnell: „Sind Onkel Leo und Tante Marie zu Hause?"

„Nein."

Die Wohnung zu betreten war damit unmöglich. Ich war schon zufrieden, daß das Mädchen nicht zu schreien anfing, und sagte: „Dann bestell einen schönen Gruß von Erich!"

Eine lange Suche nach einer sicheren Unterkunft und nach Genossen, die weiterhelfen konnten, begann. Dabei kam es zu gefährlichen Zwischenfällen. Erich Honecker wurde vierzehn Tage später von den Faschisten wieder verhaftet und ins Zuchthaus Brandenburg-Görden zurückgebracht. Die Sowjetarmee befreite ihn und seine Mitgefangenen.



Vor 100 Jahren, am 9. September 1877, wurde Feliks Dzierżyński in der Nähe von Minsk geboren. Den glühenden Revolutionär und langjährigen Kampfgefährten Lenins ernannte im Dezember 1917 der Rat der Volkskommissare zum ersten Vorsitzenden der „Gesamtrussischen außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution und Sabotage", der Tscheka. Die Chronik des ersten sozialistischen Sicherheitsorgans ist eng verbunden mit dem Schutz des Sozialismus. Der Kampf der Tscheka gegen den weißen Terror wird in unserer Geschichte gewürdigt.

DAS LANDHAUS IN KRASKOWO

Bildgeschichte nach einem Tatsachenbericht von Alexander Schamaro
Text und Zeichnungen: Hans Betcke

1. Im Oktober 1919, am Vorabend ihres zweiten Jahrestages, ist die junge Sowjetrepublik von äußeren und inneren Feinden bedroht. Weißgardistische Divisionen haben sich im Gebiet von Orjol bis auf 300 km Luftlinie dem Kreml genähert. Das gibt einigen Anarchisten und Terroristen in Moskau den Mut, sich aus ihren Schlupflöchern zu wagen. Sie wollen im Hinterland durch Terror Unruhe schaffen. Als im ehemaligen Gartenhaus der Gräfin Uwarowa ein Treffen des Moskauer Komitees der KPR (Bolschewiki) stattfindet, schleppen sie eine 25 kg schwere Bombe auf den Balkon des Nachbarhauses und schleudern sie durch die Glastür des Versammlungsraumes.

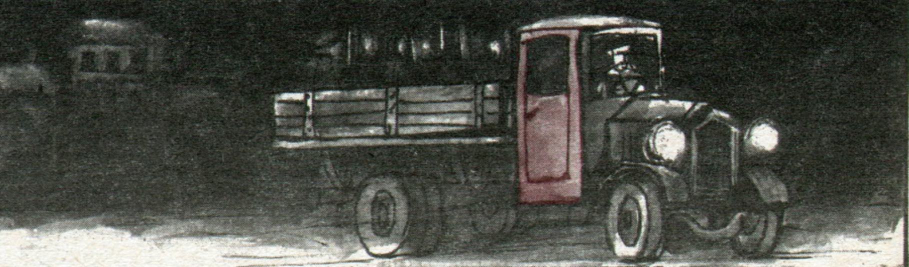


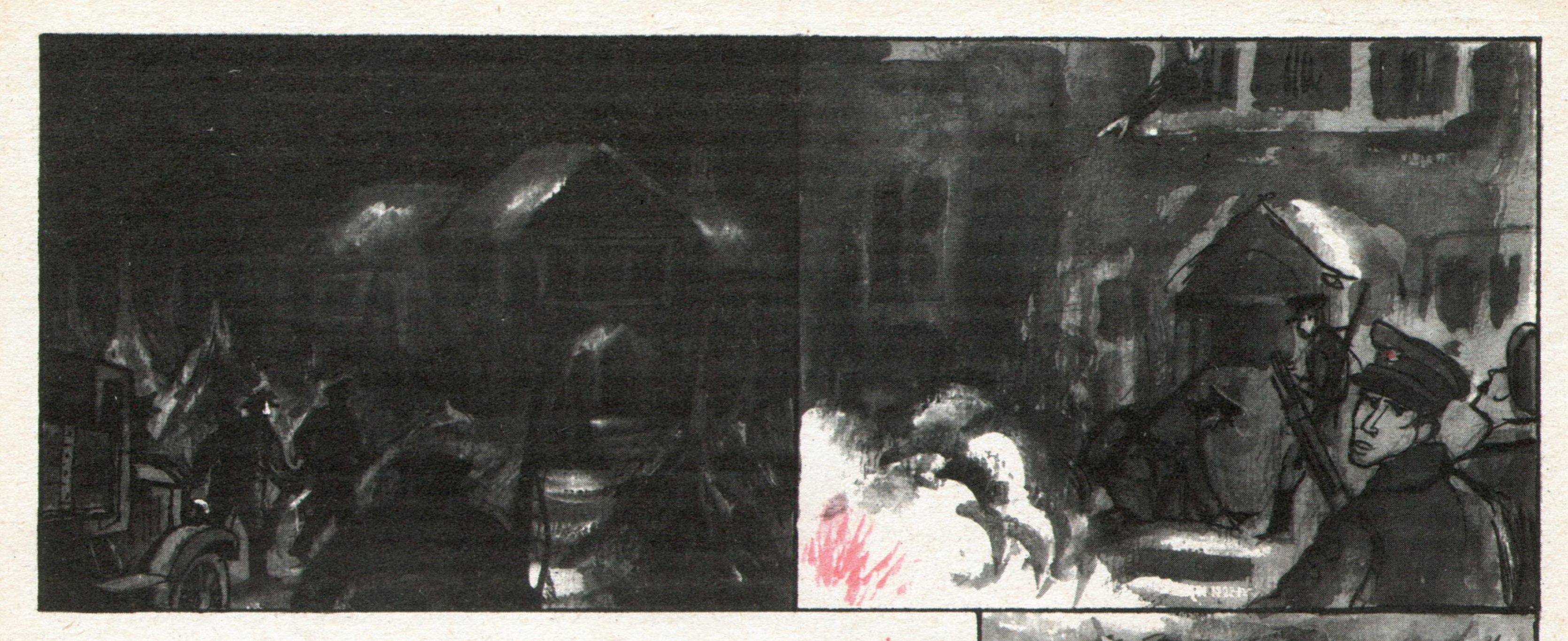
2. Unter den zwölf Toten und fünfundvierzig Verletzten sind erfahrene Funktionäre der Bolschewiki – das ist das traurige Ergebnis dieser feigen Tat! Die Ermordeten werden an der Kremlmauer beigesetzt. – Tscheka arbeitet fieberhaft. Sie muß die Attentäter ergreifen, wenn weiteres Unheil verhütet werden soll.

3. Bei Haussuchungen werden Namenslisten von Anarchisten entdeckt. Der Bandit Sobolew, einer der Bombenwerfer, wird gestellt. Er verwundet einen Kommissar der Tscheka durch drei Schüsse in die Brust, ehe ihn selbst die Kugel erreicht.



4. Die Gefahr ist aber noch nicht gebannt. Man findet Pläne, den Kreml mit 1 000 kg Dynamit, durch unterirdische Kanäle eingeschleust, in die Luft zu sprengen! Gelingt dies nicht, ist vorgesehen, den Sprengstoff am 7. November in die Demonstration zu werfen. Größte Eile ist geboten. – Da ermittelt die Tscheka den Platz der geheimen Dynamit-Werkstatt der Anarchisten, ein Landhaus in der Nähe Moskaus. Auf Anordnung Dzierżyńkis ist in der Nacht zum 4. November ein Kommando von Tschekisten dorthin unterwegs.





5. Es ist stockdunkel. Die Tschekisten sind abgestiegen und nähern sich dem Fichtenwald am Landhaus. Nicht der geringste Laut ist zu hören. Die Männer bemühen sich, den Atem anzuhalten.



6. Am Hause angelangt, versuchen sie vorsichtig, die Tür aus den Angeln zu heben ... Da explodiert eine Handgranate. Schüsse krachen. Der kleine Trupp muß sich in den Schatten der Mandelbäume zurückziehen.

7. Drei Stunden währt der Kampf mit den Banditen. Wiederholt ruft der Kommandeur der Tschekisten: „Ergebt euch! Widerstand ist sinnlos!"

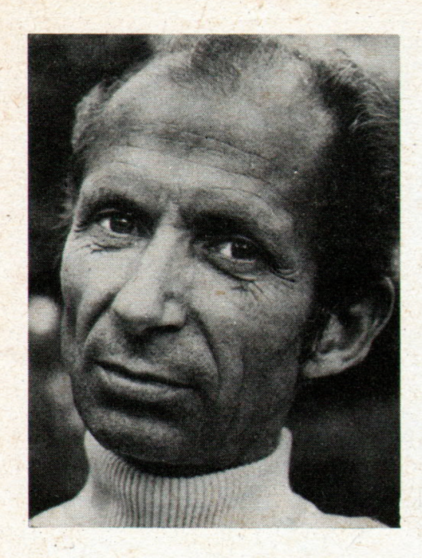
8. Es dämmert schon, als plötzlich eine gewaltige Detonation die Erde erschüttert: Das Landhaus ist in die Luft geflogen! Flammen lodern empor. – Drei Stunden später birgt man aus den rauchenden Trümmern Reste einer Setzerei, Höllenmaschinen, Bombenhüllen und sechs Konterrevolutionäre, Opfer ihres eigenen Sprengstoffes.





9. Am 7. November 1919 feiert Moskau ungestört den zweiten Jahrestag der Oktoberrevolution. Wladimir Iljitsch Lenin schließt seine Rede mit den Worten: „Nach allem, was wir durchgemacht haben, können uns keine Schwierigkeiten schrecken. Wir werden sie überwinden!"

Foto: Edith Rimkus



Ein Geschichtenerzähler

Alfred Wellm ist einer, der wirklich Geschichten erzählen kann. Da sitzt man mucksmäuschenstill, daß einem ja nichts entgeht. Er schöpft aus dem Leben. Vieles hat er erlebt, vieles erfindet er, doch immer ist es die Wahrheit, um die es Alfred Wellm geht. Er muß sich nicht anstrengen, gut oder böse zu sein. Wenn er Geschichten erzählt, wird Vergangenheit und Gegenwart lebendig und Zukunft scheint auf. Wir sehen den alten Mann Komarek und den 12jährigen Jungen Heinrich mit Eifer bei der Arbeit. Aus dem kleinen Dorf Pelzkuhlen wollen sie einen Garten Eden machen, jeder soll Fleisch und Milch und eine Stube haben, Äpfel und Kartoffeln und Winterholz sollen vorhanden sein. Vor allem aber soll es in diesem Paradiesgarten Pelzkuhlen gerecht zugehen. Es ist das die Gerechtigkeit des Kommunismus, die hier Wirklichkeit werden soll. Für uns heute mag manches, was in „Pugowitza oder Die silberne Schlüsseluhr" von Alfred Wellm erzählt wird, längst völlig selbstverständlich sein, für Essen und Trinken und Wärme im Winter ist genügend gesorgt. Aber damals, im Jahre 1945, als unsere Eltern jung waren und sie alles, was heutzutage Selbstverständlichkeit in unserem Lande ist, sich ausdachten und mit ihren Händen anpackten, war vieles sehr neu und gar nicht selbstverständlich. Heinrich ist sehr überrascht von den niedlichen Panjepferdchen, mit denen die Sowjetsoldaten in Pelzkuhlen einziehen, er hatte dicke Panzer erwartet mit Gerassel und furchteinflößendem Gedröhn. Aber Heinrich schließt gute Freundschaft mit Nikolai und Mischka und den anderen Soldaten, stolz reitet er nun selber auf seinem Pferdchen durch das Dorf, ein romantischer Held mit hohen Gefühlen. Alfred Wellm erzählt von diesen ersten Stunden eines neuen Lebens anschaulich und liebevoll, ohne daß er Angst und Unverständnis ausspart. Er zeigt den Zorn der Sieger, und er zeigt das Lachen der Sieger. Er zeigt, daß Heinrich noch viel lernen muß für die Zukunft. Die rote Fahne ist nicht schlechthin ein gefälliges Schmuckstück, sondern ein Symbol für die neue Macht der Arbeiter und Bauern. Welche Geschichte Alfred Wellms wir aus welchem seiner Bücher auch immer herausnehmen – aus „Pugowitza" oder „Kaule" oder „Das Mädchen Heika" oder „Die Partisanen und der Schäfer Piel" oder „Das Pferdemädchen" –, alle Geschichten dieses Schriftstellers sind beeindruckend schön. Sie gehen zu Herzen und appellieren an den Verstand. Alfred Wellm will uns nichts ein- oder aufreden, sondern er will, daß wir uns über die Helden, die jungen und alten, selbst ein Urteil bilden, daß wir sie sehen, wie sie wirklich sind, mit ihren Stärken und Schwächen, aber immer bestrebt, gut zu sein und sich als Menschen zu bewähren.

Wir gratulieren dem Schriftsteller zum 50. Geburtstag sehr herzlich!

Rulo Melchert

Könnt ihr euch erinnern? Das war einmal ein Tag, und alles fing neu an. Eine neue Wohnung, eine fremde Straße, vielleicht sogar eine unbekannte Stadt. Karlchen, bis dahin in Groß-Vorfelde daheim, muß sich mit dem Schwesterchen Kristina die Stadt erobern. Straßen ohne Bäume, Menschen, die sein „Guten Tag" nicht beachten, der Zeitungskiosk eine Laube, die man zum Ärger der Frau hinter der Scheibe anstaunt – da bleibt nur nur eins: Karlchen muß Kristina Märchen erzählen vom König, nach dem die Dolomitenstraße ihren Namen hat, von den verzauberten Prinzessinnen, die im Fenster des

„Karlchen"

Sie bummeln nun.
Sie sehen in ein Schaufenster. Dann drehen sie sich wieder um. „Guten Morgen! – Guten Morgen!" Es gibt so viele Menschen. Und auf der anderen Seite gibt es einen grünen Bretterzaun. Dann gehen sie zehn Schritte weiter und sehen wieder in ein Fenster.
Später sahen sie eine Katze, die in einen Torweg lief.
„Aber es gibt keine Hühner."
„Nein, es gibt hier keine Hühner."
„Und auch keine Gänse."
„Nein, es gibt auch keine Gänse."
Später fragte ihn das Mädchen: „Hast du den Wolf gesehen, wie er alleine durch die Stadt gegangen ist?"
„Es war kein Wolf, es war ein Wolfshund", sagte Karlchen Duckdich.
„Und er ging auch nicht alleine in der Straße."
„Wollen wir das Märchen spielen, wie der Wolf das Rotkäppchen gefressen hat?"
„Ich kann nicht Märchen spielen", sagte Karlchen Duckdich.
„Du brauchst nur den Wolf zu spielen", erwiderte das Mädchen.
Es war jedesmal dasselbe. Immer wollte die Schwester ein Märchen mit ihm spielen. Er mochte das nicht, da er schon älter war. Und er hatte auch Angst, daß es die Jungen aus der Dolomitenstraße sehen konnten. Doch er sagte: „Nun, einen Wolf, den könnte ich vielleicht spielen, Kristina."
Das Mädchen konnte wirklich gut spielen, und es machte ihm nichts aus, daß die vielen Menschen vor dem Kiosk waren. Und nun ging es auf der Straße, als wäre es das Rotkäppchen.
„Nein, du mußt viel tiefer sprechen, damit man hört, daß du ein Wolf bist."
Und Karlchen Duckdich sagte nun sehr tief: „Guten Morgen, Rotkäppchen!"
„Ja, aber du mußt so tun, als hättest du die Blumen angesehen. Damit man sieht, daß du der Wolf bist."
Und Karlchen Duckdich sah die Pflastersteine an, und dann sagte er noch einmal: „Guten Morgen, Rotkäppchen!"
Aber er sah ganz zufällig hinüber zur anderen Straßenseite, und dann sah er plötzlich Humba Humba, der am grünen Zaun lehnte und sie schon eine Zeit beobachtete. Humba Humba hielt die Arme vor der Brust verschränkt, und das eine Ohr stand ihm sehr ab. Er stützte den Fuß gegen den Bretterzaun.
„Kommt mal! Kommt mal alle her", rief er, „Karlchen Duckdich ist wieder da!"
Danach sah man, wie sich das lose Brett des Zaunes zur Seite schob, und dann sah man einen Ellenbogen. Dann ein Bein. Dann sah man den Jungen mit der bunten Mütze. In allem waren es acht oder zehn Kinder, die sich durch den Spalt des Zaunes zwängten.

★

Anfangs standen sie nur da, sie standen vor dem grünen Zaun, und es war nicht zu sagen, was sie jetzt wohl tun würden. Sie sahen nur zu ihnen her. Und sie stützten ihre Hände auf die Hüften. Und es sah für einen Augenblick so aus, als wären sie gar nicht die Kinder, die in der Dolomitenstraße wohnten. Ja, als wären es die Jungen und die Mädchen aus Vorfelde. Und als würden sie, da man sich jetzt erkannte, sogleich zu ihnen rüberrufen. Und als würden ihre Hände sich augenblicklich von den Hüften heben und nach ihnen winken, da sie nun end-

Kaufhauses schöne Kleider zur Schau tragen. Und als das Fahrstuhlstübchen sie zuerst in die märchenhafte Ferne des 18. Stockwerkes trägt, als die Mutter nach einem Gute-Nacht-Kuß zur Abendschule geht, als das Schwesterchen schläft und der Vater noch nicht da ist, kommt wieder die große Einsamkeit über den Jungen. Doch eines ist gewiß: Karlchen wird nicht allein und einsam bleiben.

Lest einen Auszug aus dem neuen Kinderbuch von Alfred Wellm:

Zeichnungen: Fred Westphal



„Duckdich"

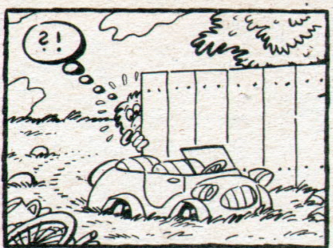
lich kommen sollten. Dann schrie Humba Humba: „Karlchen Duckdich! – – Karlchen Duckdich!"
Zuerst schrie er es ganz alleine.
Dann schrien mit ihm noch drei Kinder.
Und dann schrien sie es alle. „Karlchen Duckdich! – – Karlchen Duckdich! – Karlchen Duckdich!"
„Komm, Kristina", sagte der Junge, und sie wollten sich hinter die Kioskecke stellen. Aber die dicke Frau fiel ihnen ein, und sie rannten zu den hohen Müllkästen, und sie stellten sich so, daß die Kinder auf der anderen Straßenseite sie nicht sehen konnten.
Aber sie hörten, wie die Kinder schrien, wie sie immer lauter „Karlchen Duckdich! – – Karlchen Duckdich!" riefen. Und der Junge spürte, wie er sich vor den fremden Kindern fürchtete. Wenn ich Humba Humba meine Trillerpfeife schenken würde, dachte er. Wenn ich den Kindern meine Angelhaken gäbe. Wenn ich dem Humba Humba sagen würde... Aber dann hörten sie, wie die Kinder über die Straße kamen und wie sie immer lauter „Karlchen Duckdich! – Karlchen Duckdich!" riefen.

★

Sie waren die Dolomitenstraße zurückgerannt. Unter der großen Uhr hindurch und an den Schaufenstern vorbei. Anfangs hatten sie die Kinder hinter sich noch rufen hören. Aber Karlchen Duckdich und das Mädchen rannten immer weiter und so schnell sie konnten. Sie blieben erst stehen, als sie den Eckladen erreichten, in dessen Fenstern die drei großen Puppen standen.
Sie waren beide außer Atem.
Und sie stellten sich vor die ganz rechte Puppe, die den Kopf ein wenig neigte und zu ihnen blickte. Dort blieben sie ein Weilchen und sahen zu den vielen Menschen. Die es eilig hatten und vorübergingen.

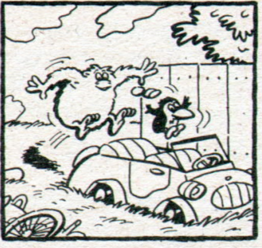
(Vorabdruck; Buch erscheint im Kinderbuchverlag Berlin)







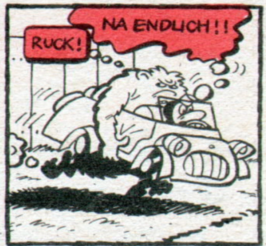








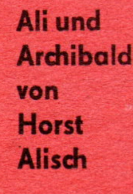






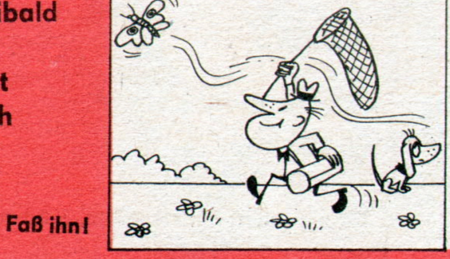


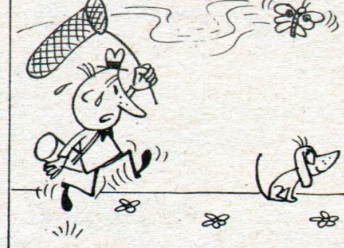


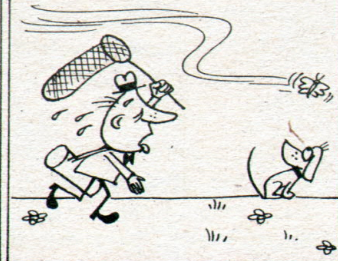


Ali und Archibald von Horst Alisch

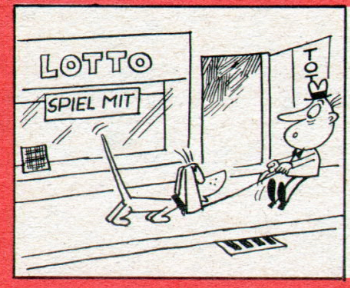
Faß ihn!

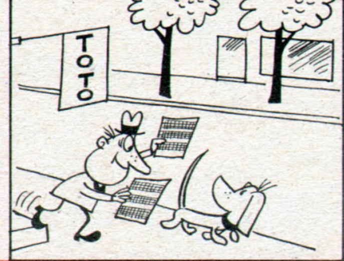


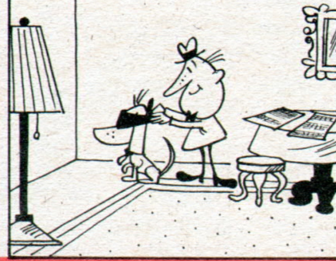


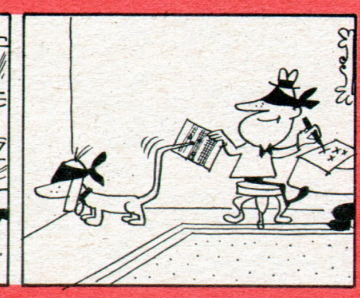








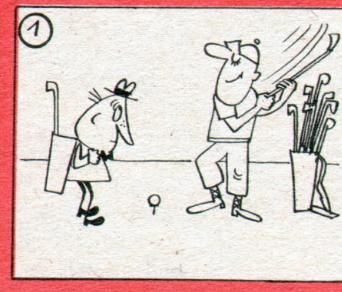


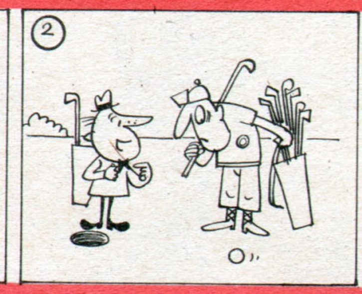


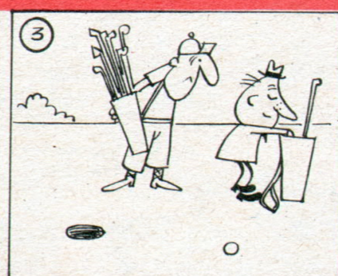


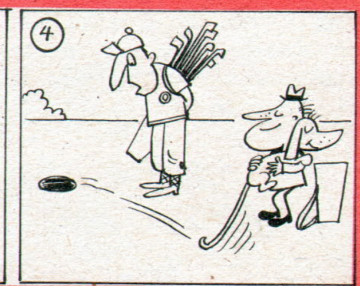
Glückssache

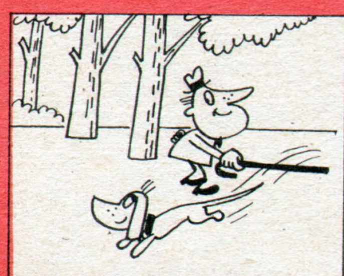
Ballgefühl

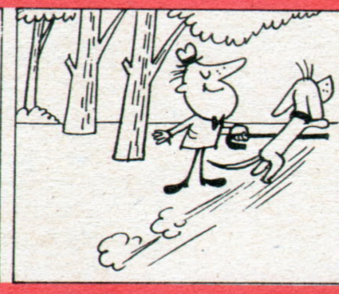


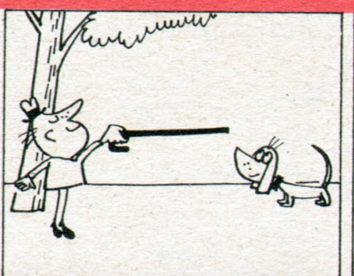


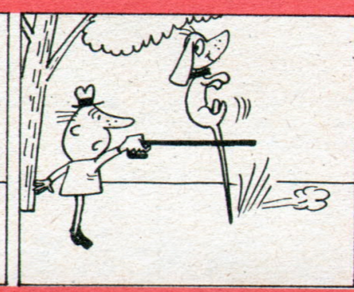












Stabhochsprung

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: H. Buttler, M. Hesse, Chr. Meier, D. Mörike, A. Kobow, R. Kegel, F. Frenzel. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. Lothar Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog, Ch. Judisch. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschik, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dr. B. Peisker,



G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp, Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr.: 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Zeichnung:
Ladislaus Elischer

Schlaraffenland

Text:
Lotti Judisch

Holunderbeerkaltschale

250 g Holunderbeeren
75 g Zucker
½ l Milch

Die Holunderbeeren von den Stielen abstreifen, waschen, dünsten und abkühlen lassen, mit Zucker bestreuen und kurz vor dem Essen die Milch zugießen. Mit Zwieback oder Butterbrot ein erfrischendes Essen.

Holunderbeer-Quarkspeise

125 g Quark
50 g Zucker
⅛ l Milch
200 g Holunderbeeren

Quark und Zucker verrühren, löffelweise Milch beifügen und tüchtig schlagen. Die gewaschenen und gedünsteten Holunderbeeren untermischen. Als Beilage Kekse oder Waffeln.

Ihr wißt doch – in der Schlaraffenzeit, da jagte ein junger Esel mit einer silbernen Nase hinter zwei schnellen Hasen her. Eine Linde gar, die war breit und auf ihr wuchsen heiße Fladen. Eine dürre Geiß, die trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und an die sechzig Fuder Salzes. Da hörte einer Fische miteinander Lärm anfangen, daß es bis hinauf in den Himmel scholl, und ein süßer Honig floß wie Wasser von einem tiefen Tal auf einen hohen Berg. Da gab es auch Bäume, von deren Früchten der süße Saft über goldene Leitungen bis hinein in die offenen Münder floß. Diejenigen, die unter diesen Bäumen lagen, breit und behäbig, träge und faul, brauchten nur zu schlucken. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

*

Übrigens: Holundersaft könnte, was den hervorragenden Geschmack anbelangt, todsicher aus so einem Schlaraffenland stammen. Nur was die Leitungen betrifft ... also ehrlich, es kostet viel Arbeit, ehe die saftigen schwarzen Dolden als lekkerer Vitamincocktail durch unsere Kehlen fließen können. Eines jedenfalls ist wichtig: Holunderbeeren sind für unsere Obst und Gemüse verarbeitende Industrie ein wertvoller Rohstoff. Allein 100 Gramm dieses so gepriesenen Holundersaftes enthalten 42 mg Vitamin C.

Fazit unserer „märchenhaften" Geschichte: Holundersträucher aufspüren – Dolden pflücken – besser gesagt schneiden – abliefern. Informiert euch in der örtlichen Presse über die Aufkaufzeiten der jeweiligen Aufkaufstellen des VEB Großhandel Obst, Gemüse Speisekartoffeln. Das ist wichtig! Denn spätestens 48 Stunden nach der Ernte müssen Holunderbeeren verarbeitet sein.

Übrigens: Die Obst und Gemüse verarbeitenden Betriebe stellen leckere Sachen her aus den großen schwarzen Dolden: Holundersuppe aus der Büchse beispielsweise. Wäre das nicht eine echte Bereicherung eures elterlichen Speisefahrplanes? Oder wie wäre es mit Holundersirup, Holunder-Apfel-Marmelade oder mit einer Flasche Holunder-Birne-Süßmost?

Eure Sammelergebnisse laßt wie immer in euren Aufkaufstellen bestätigen! Denn auch diese Sammelaktion zählt mit, wenn es gilt, bester Kundschafter in Sachen Korbine zu werden.

Vergeßt auch nicht unser Holunder-Schlaraffenland just einmal in die eigene Küche zu verlagern. Von Korbine höchst persönlich verkostet die Rezepte links oben!

KNOBELPOST

VON „FRÖSI" LESERN



1. Silbenrätsel aus 682

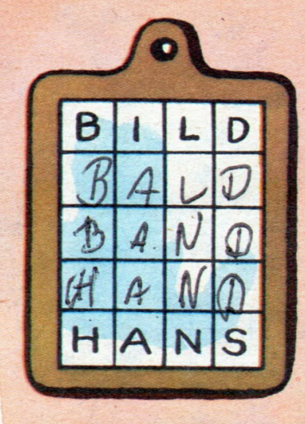
Aus den Silben: be – bel – del – ei – en – er – furt – ho – lu – na – na – o – pe – per – schö – se – se – sen – te – ter – va sind folgende zweisilbige Wörter zu bilden:
1. Familienmitglied, 2. Vergrößerungsglas, 3. Metall, 4. beliebter Schlagersänger der DDR, 5. Sinnesorgan, 6. Musikwerk, 7. Kleidungsstück, 8. Nähutensil, 9. Wasservogel, 10. Radteil, 11. Bezirkshauptstadt der DDR.

1. ______
2. ______
3. ______
4. ______
5. ______
6. ______
7. ______
8. ______
9. ______
10. ______
11. ______

Zeichnungen: Jürgen Günther

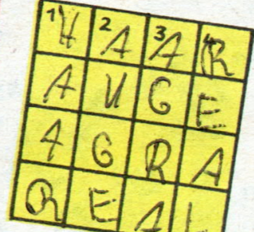
5. Nudelbrett aus 9251

Aus dem Nudelbrett darf in jeder Zeile nur ein Buchstabe verändert werden.



2. Magische Quadrate

1. Schlafstelle
2. Rankengewächs
3. Wortlaut
4. Blas„instrument"





1. Kopfschmuck
2. Sinnesorgan
3. landwirtschaftliche Lehrausstellung
4. alte spanische Münze

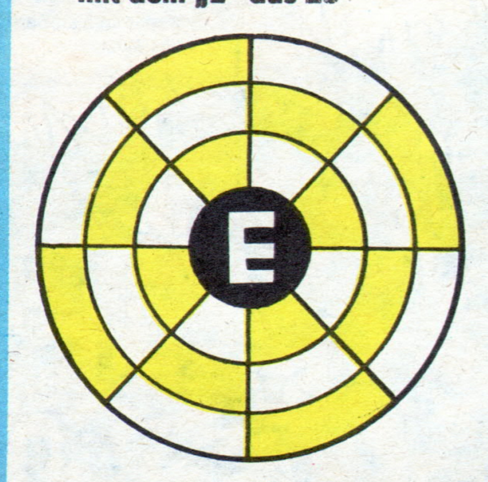


1. Bekleidungsstück
2. Kellner
3. sehr dicke Schnur
4. Laubbaum

6. Katrin fragt: Was gehört hier nicht hinein?



3. Alles endet mit dem „E" aus 25



1. Nebenfluß der Saale, 2. Blume, 3. Nagetier, 4. niedere Wasserpflanze, 5. Kinderzeitschrift, 6. Milchprodukt, 7. Märchengestalt, 8. Blumenbehälter.

Auflösungen

1. Vater, Lupe, Eisen, Schöbel, Nase, Oper, Hose, Nadel, Ente, Nabe, Erfurt.
2. A = Bett, Efeu, Text, Tute
   B = Haar, Auge, Agra, Real
   C = Hose, Ober, Seil, Erle
3. Bode, Rose, Hase, Alge, Atze, Käse, Hexe, Vase
4. Eingang „A"
5. Bild, bald, Band, Hand, Hans
6. Schuh = ist aus Leder

4. Irrgarten von Katrin aus 9251

Ingrid hat ihren Ball im Park liegenlassen. Wie muß sie gehen, um ihn wiederzufinden?



Korbine-Teebasar-Preisausschreiben



ACHTUNG! ACHTUNG!

Korbines Teebasar ist bei „Frösi" täglich geöffnet!
Benötigt werden Birkenblätter, Huflattichblätter und -blüten, Kamillenblüten, Lindenblüten und -blätter, Schachtelhalmkraut, Erdbeerblätter, Hagebutten, Heidelbeerkraut, Himbeerblätter, Schafgarbenkraut mit Blüten, Heidekraut mit Blüten, Johanniskraut, Weißdornblüten mit Blättern und Weißdornbeeren. Denn: Was wir selbst an wertvollen, lebenswichtigen Arzneipflanzen kennen und sammeln, braucht nicht aus anderen Ländern importiert zu werden! Deshalb: Helft Korbine! Helft, ihren Teebasar zu füllen und die Rohstoffe für wichtige Medikamente bereitzustellen!
Spart Devisen, indem ihr unsere vielen einheimischen Arzneipflanzen sammelt und an die zuständigen Aufkaufstellen des Drogenkontors Leipzig abliefert.
Sammelt Kenntnisse, wann und wo die verschiedenen Heilkräuter zu finden sind und welche Wirkstoffe sie besitzen.
Jeder Korbine-Kundschafter muß ein Spezialist in Sachen Arzneipflanzen werden!
Schreibt das Wichtigste über diese vier hier abgebildeten Heilpflanzen auf eine Postkarte und schickt diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Und nun flott an die Arbeit. Wir sind gespannt auf eure Kenntnisse über die abgebildeten Heilkräuter.

An Preisen sind zu gewinnen:

Korbine-Nickis, Bücher, in denen ihr alles und mehr über wichtige Heilpflanzen erfahren könnt, Dia-Betrachter, Dia-Rahmen, Farbfilme u. a. m. Einsendeschluß ist der 20. Oktober 1977.

?

?

?

?

Zeichnung: Ladislaus Elischer
Fotos: Herbert Schier



Wie ich den „Mittelwächter" verspeiste!

Text und Foto: Peter Klaus Eckert

Hallo, nur keine Bange, ihr befindet euch nicht unter Kannibalen. Wir sind an Bord des Minensuch- und Räumschiffes „Pasewalk" unserer Volksmarine – 52 m lang, über 7 m breit und 17 m hoch – ein ganz schönes Schiff!

Die Planken der „Pasewalk" sind für einige Tage der Boden unter unseren Füßen. Dabei ist „fester Boden" wirklich übertrieben!

Gegen 24.00 Uhr liefen wir bei ziemlichen Seegang aus. Die „Pasewalk" stampfte schwer gegen den kalten Nordwestwind an. Und dabei rutschte fast der „Mittelwächter" von der Back. Tatsächlich mußte man den Teller mit einer Hand festhalten, um dann irgendwie den Löffel zum Mund zu führen. Ihr staunt!?

Der „Mittelwächter" ist kein Besatzungsmitglied, sondern die seemännische Bezeichnung für ein Essen, meist eine Suppe, die es um Mitternacht für die Genossen gibt, die eine neue Wache beginnen. Guten Appetit!

Wir stolpern schwankend übers Mitteldeck. Unser Schiff scheint sich ernsthaft mit Wind und Wellen angelegt zu haben!

Es ist fast zwei Uhr. Auf See ist es stockdunkel. Eine tiefschwarze Wolkendecke verhängt den Himmel. Da hat der Mond keine Chance. Jeder Brecher, in den der Bug der „Pasewalk" hineinschlägt, spritzt seine Gischt bis hoch über die Kommandobrücke.

Man muß sich schon festhalten. Und langsam meldet sich durch das Schlingern und Schlagen des Schiffes der „Mittelwächter" im Magen!

Im Kommandostand des Schiffes arbeiten der Kommandant und ein Unteroffizier. Der Kurs stimmt und wird navigatorisch ständig überprüft und auf der Seekarte eingezeichnet.

Der Rudergänger überwacht den Kurs des Schiffes. Auf dem hellerleuchteten Radarschirm sind die Umrisse der entfernten Küste zu erkennen. Das Bordtelefon klingelt. Der Funker gibt einen aufgenommenen Funkspruch durch. Kursänderung. Die Fahrstufe, die Geschwindigkeit der „Pasewalk" wird verändert. Der Rudergänger meldet: „Neuer Kurs liegt an!" Unser Schiff kämpft sich weiter durch die aufgewühlte See.

Tief unter Deck überprüft der Maschinengast den ruhigen Lauf der Hauptschiffmaschine. Er ist in dieser Nacht „Herr" über 5 000 Pferdestärken, die das Schiff vorwärtstreiben.

Laut schrillt die Glocke! Es ist vier Uhr. Wachablösung!

Die Genossen entern nach unruhigem Schlaf (wer kann bei diesem Seegang schon richtig schlafen?) über den Schlingerbalken (ein Balken vor der Koje, der bei Seegang das Herausfallen aus der Koje verhindern soll, es aber nicht immer tut) aus der Koje, machen sich etwas frisch und übernehmen die neue Wache. Kurz nach vier Uhr ist die Wachablösung vollzogen. Alle Gefechtsstationen auf der „Pasewalk" sind besetzt.

Ein ununterbrochener Wechsel auf See – vier Stunden Freiwache, das ist Freizeit zum Waschen, Schlafen und Essen, vier Stunden Wache, das ist harter Dienst aller Offiziere, Unteroffiziere und Matrosen auf ihren Gefechtsstationen zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter!

So erfüllen die Genossen als Kollektiv, jeder an seiner Gefechtsstation, auf dem Schiff ihren Kampfauftrag. Sie alle schützen durch ihren Einsatz zuverlässig die seeseitige Staatsgrenze unserer Republik.

Der Kommandant

Hermann Niedung ist 33 Jahre alt. An der Offiziershochschule der Volksmarine „Karl Liebknecht" wurde er als Seeoffizier ausgebildet. Gelernt hat Hermann Niedung den Beruf des Landmaschinen- und Traktorenschlossers. Die Liebe zum militärischen Beruf und die Erkenntnis, daß Sozialismus und Frieden zuverlässig geschützt werden müssen, brachten ihn dazu, Berufsoffizier zu werden.

Hermann Niedung hat eine Menge Seemeilen auf dem „Buckel". Ein erfahrener Kommandant, der sein Schiff und seine Genossen sicher zum Titel „Bestes Schiff" seiner Einheit steuerte!

Der Technische Offizier

Er ist der Kommandeur des Gefechtsabschnittes V, des Maschinenraumes, und heißt Bernd Schröter. Er wollte immer schon zur See, und als sein Freund zur Volksmarine ging, gab es nach dem Abitur auch für ihn kein Halten mehr! An der Offiziershochschule wurde Bernd Schröter Schiffsmaschinenoffizier. Im Gegensatz zum Kommandanten ist er immer ganz unten im Schiff zu finden. Im Maschinenraum oder im Maschinenleitstand, wo es sehr laut ist und nach Dieselkraftstoff riecht.
Das Wort „Das Glück der Marine liegt in der Maschine" könnte von ihm stammen!

Der „Maschinenassi"

... heißt Joachim Riedel und ist auch Absolvent der Offiziershochschule, Fachrichtung Schiffsmaschinen. Für Genossen Riedel ist die „Pasewalk" das erste Schiff nach der Offiziershochschule. Die erste Bewährung als Offizier auf See. Und hier im Maschinenraum muß man sich bewähren!
Über Nacht wechselten sie einen vier Zentner schweren Ölkühler an der Hauptmaschine aus, um die Gefechtsbereitschaft zu erhalten. Bewährung auf See!

Der 1. Wachoffizier

Für Genossen Ullrich Vogt ist die „Pasewalk" ebenfalls die erste große Bewährung nach der Offiziershochschule. Seine Aufgaben erfordern hohes seemännisches Können und Fähigkeiten als Kommandeur. Der 1. Wachoffizier vertritt den Kommandanten auf der Brücke. Übung macht hier den Meister!

Der Smutje

Stabsmatrose Wolfgang Hofmann ist für das leibliche Wohl der Besatzung der „Pasewalk" zuständig. Und er hat kritische Begutachter seiner Arbeit! Dazu gehören die etwa 70 frischen Brötchen, die der Smut täglich für seine Leute bäckt. Frische Schrippen auf See! Nicht leicht die Arbeit in der kleinen Schiffsküche. Bei Seegang gibt's öfter mal „fliegende Töpfe"!

Kunstleder-Kunst

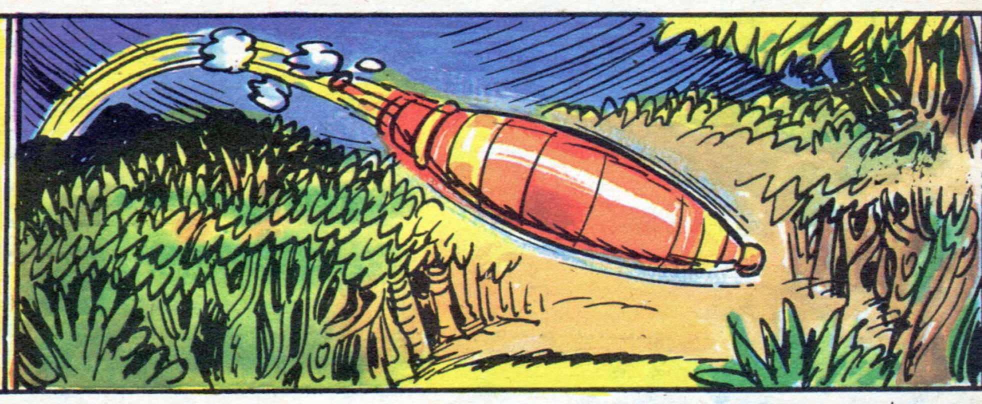
Einige Möglichkeiten haben wir uns ausgedacht, was ihr aus der Kunstlederbeilage vom VEB Vogtländische Kunstlederfabrik, Tannenbergsthal, basteln könnt. Sucht selbst, findet und gestaltet viele hübsche Dinge, die ihr für den Verkauf auf dem Basar zur Finanzierung des „Festes des Roten Oktober" anbieten könnt. Für das Kugelschreiberetui, die Tasche für Fotos oder andere Basteleien und auch für den Wattebehälter für das Badezimmer braucht ihr nur die Schnittzeichnungen dieser Seite auf die Lederbeilage zu übertragen. Etui und Wattebehälter näht mit großen Stichen (Wollfäden oder Bast) zusammen. „FRÖSI" dankt den Arbeitern in Tannenbergsthal für die Bereitstellung dieser Bastelbeilage.

Zeichnungen: Otto Sperling





Das Raumschiff landet auf einem anderen Planeten, dem Stern der Saurier, wo in einer Forschungsstation ein Bekannter Onkel Sebastians arbeitet.

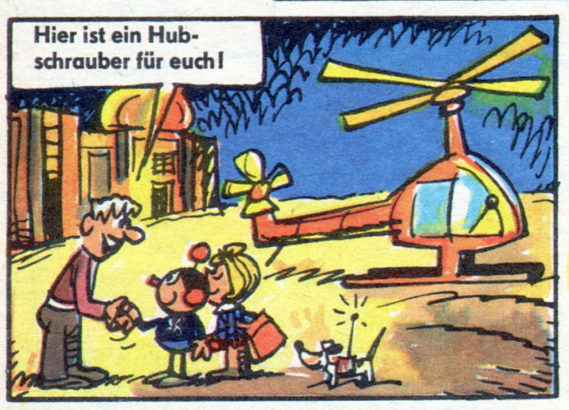


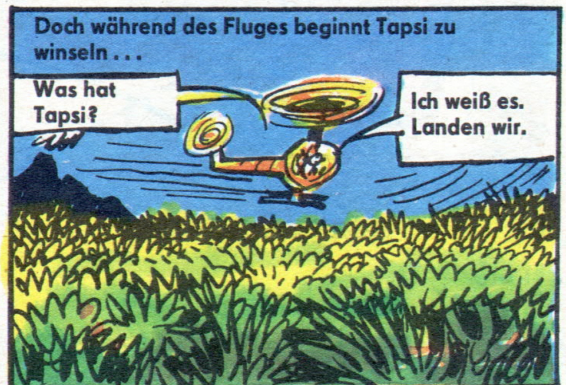
Sie befinden sich in einer ihnen unbekannten Welt. Sie ist ähnlich der Erde vor vielen Millionen von Jahren.



Die Drei marschieren seelenruhig dahin, ausgerüstet mit Sendeantennen und Kleinstempfängern, um sich nicht zu verirren.

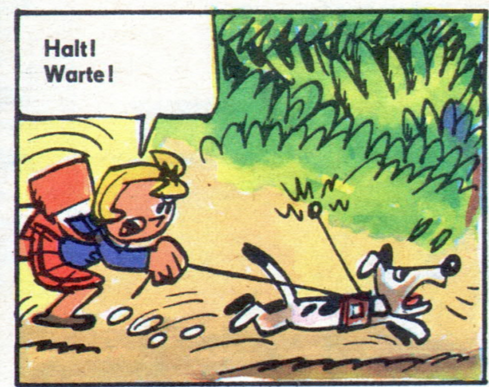














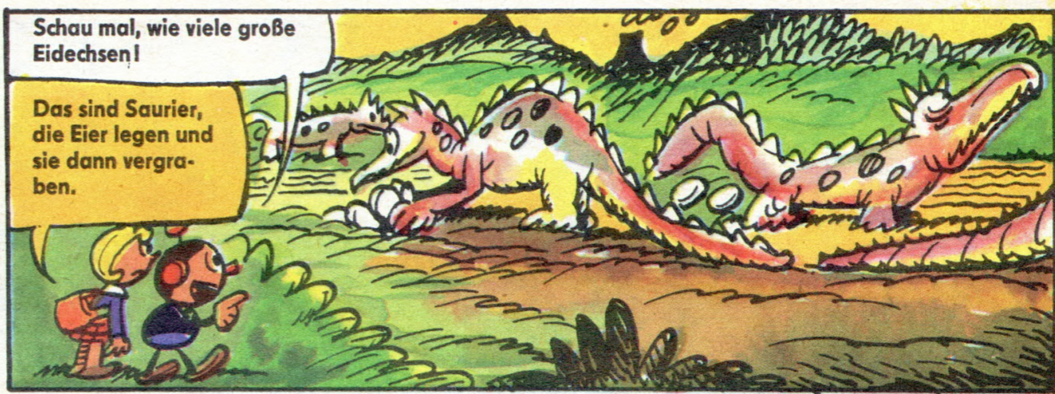
Die von Tapsis Sender ausgehenden Signale kommen ganz klar an.

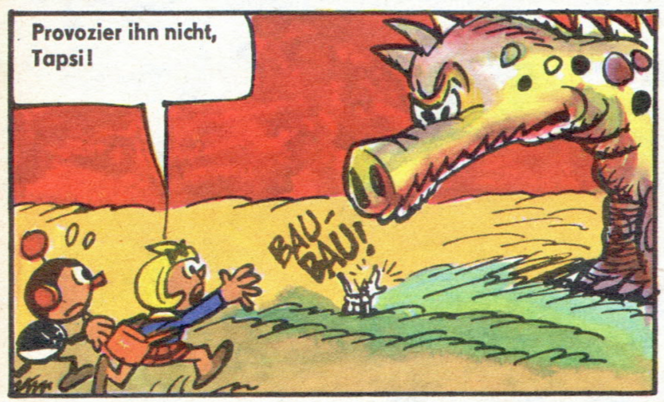


Um einen Weg zu bahnen, brauchte er nur einige Laserstrahlen auszuschicken.

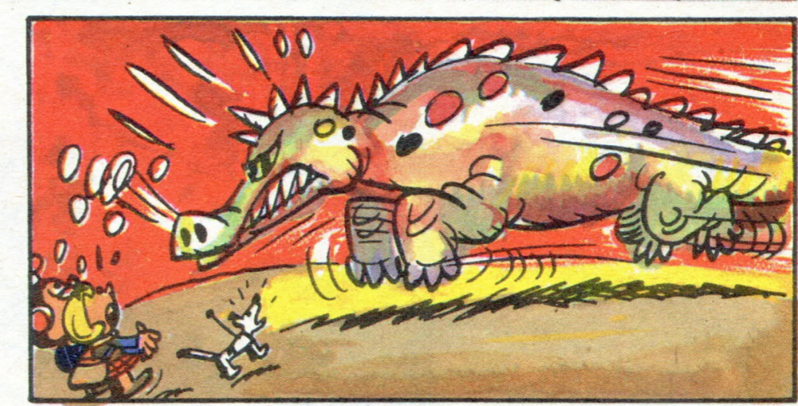


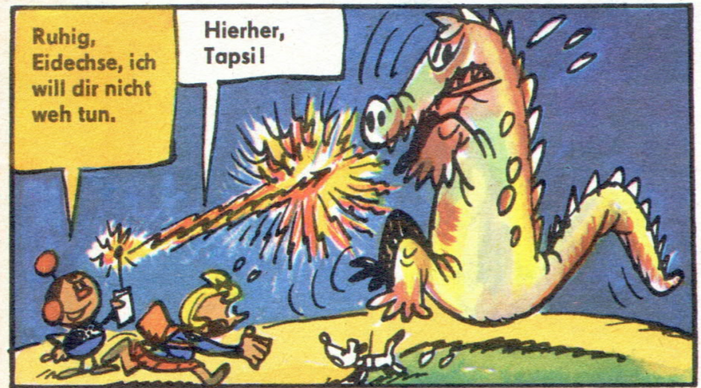


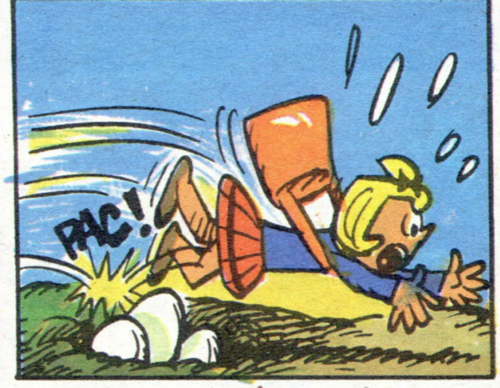




Aus Furcht, sie könnten die Eier stehlen, greift der Saurier an!

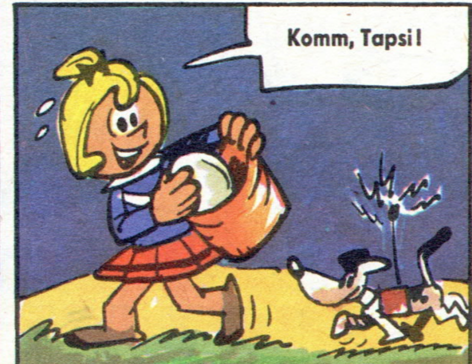




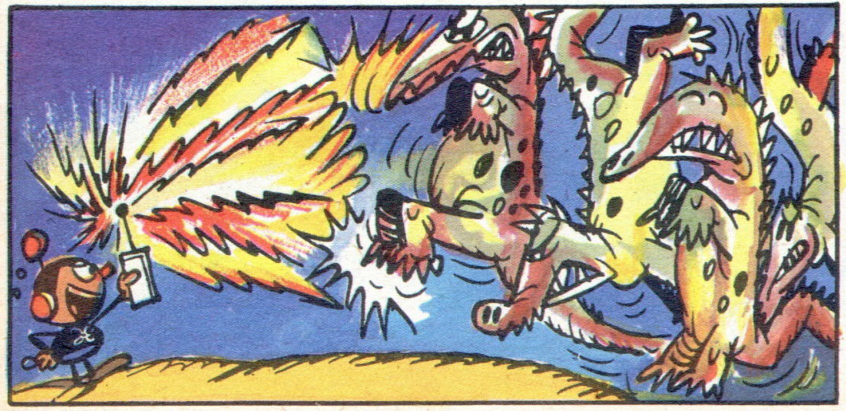














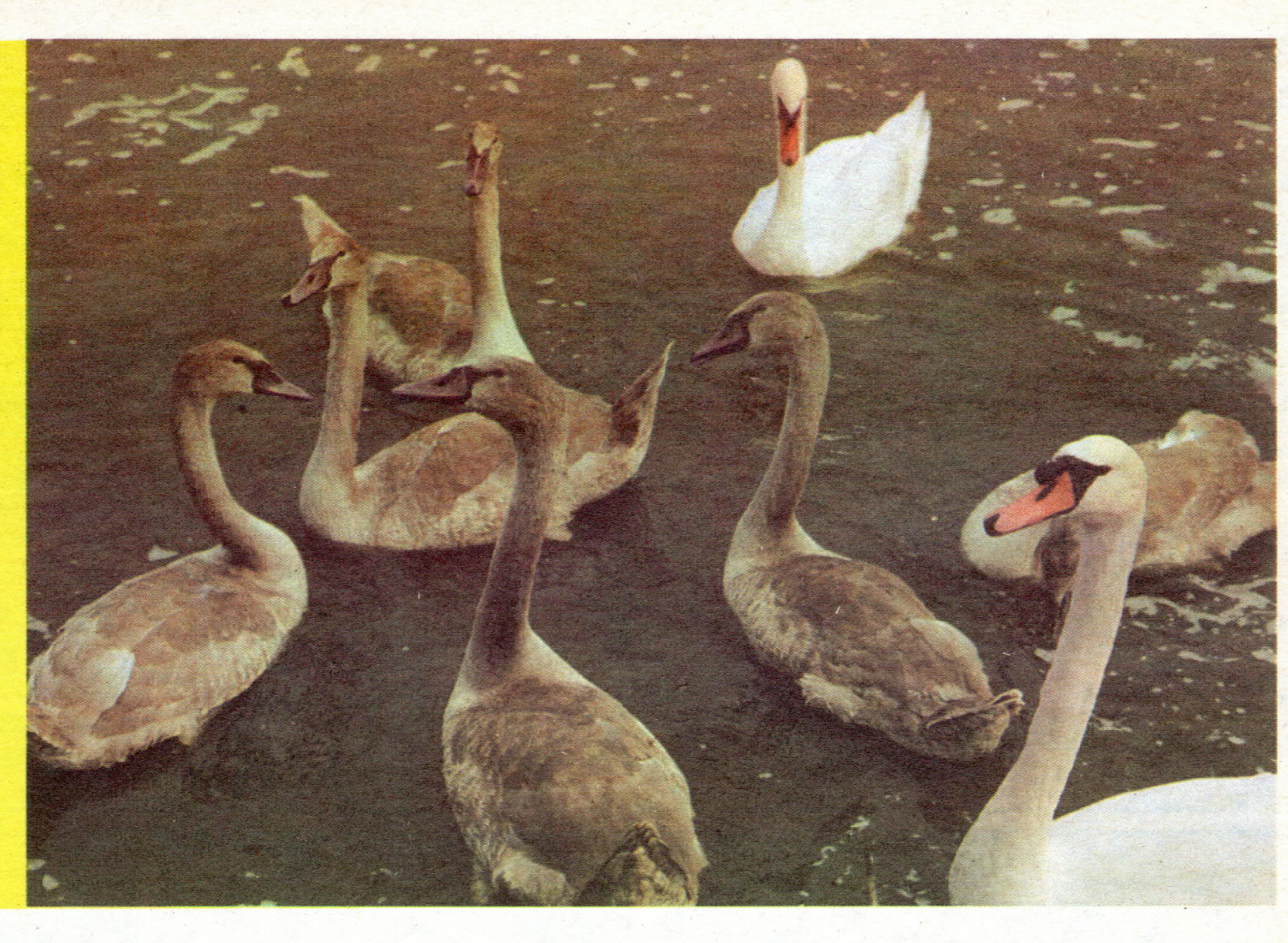
Fortsetzung folgt!

Das große „S“

CHRISTINE LOST

Er ist das große „S“
im See,
befedert und mit
nassem Zeh.
Und wenn man ihn
mal linksrum trifft,
ist er ein „S“ in
Spiegelschrift.

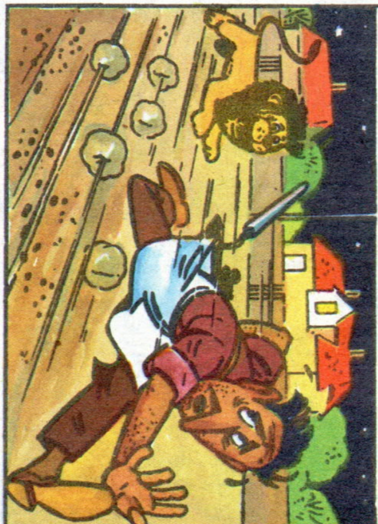
Foto: Herbert Schier



Der arme Leopold

Text: Tibor Cs. Horváth

Zeichnungen: Sándor Gugi

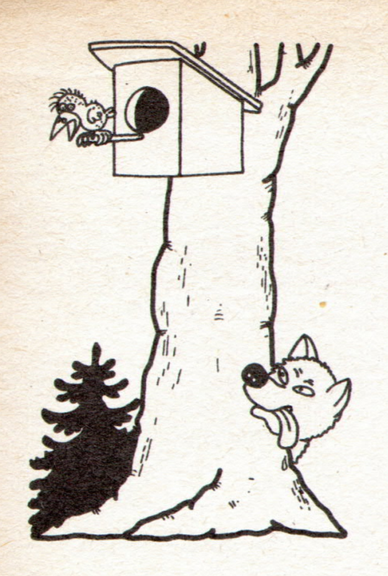




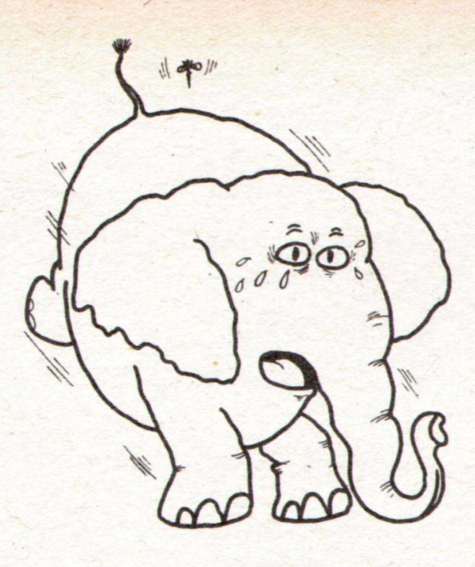








„Wozu lernen? Ich werde schon irgendwie durch's Leben kommen!"



Hilfe!!! Eine Mücke!



„Immer wenn wir über unseren Weideplan sprechen, haben sie sich in der Wolle!"



„Warum mußt du dich aber auch laufend im Unterricht umdrehen?"

Fabelhaftes Fallobst

Zeichnungen: Eugen Gliege, Hans-Jürgen Starke





„Sonst verwechselt man uns noch mit euch Wildfruchtsammlern!"



„Ich glaube, Äpfel zählen doch zum STEINobst!"

Ali und Archibald von Horst Alisch

Die Lehre





STUNDEN-PLAN

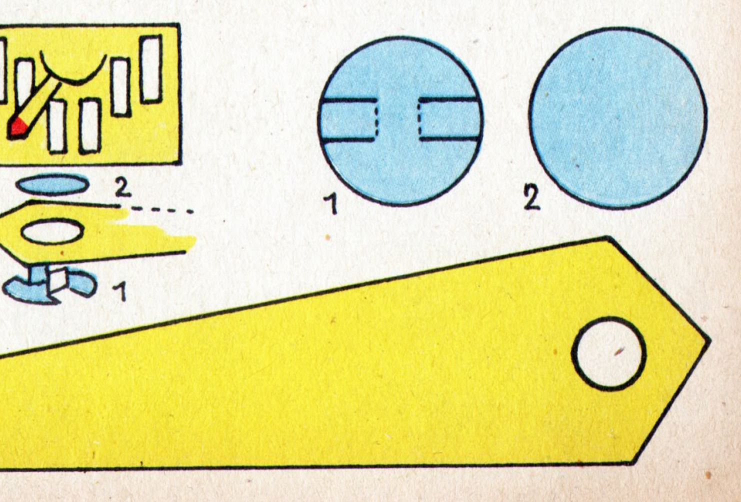
KONSUM-SEIFENWERK RIESA

MONTAG	DIENSTAG	MITTWOCH	DONNERSTAG	FREITAG	SONNABEND

GRUPPEN-VERANSTALT.

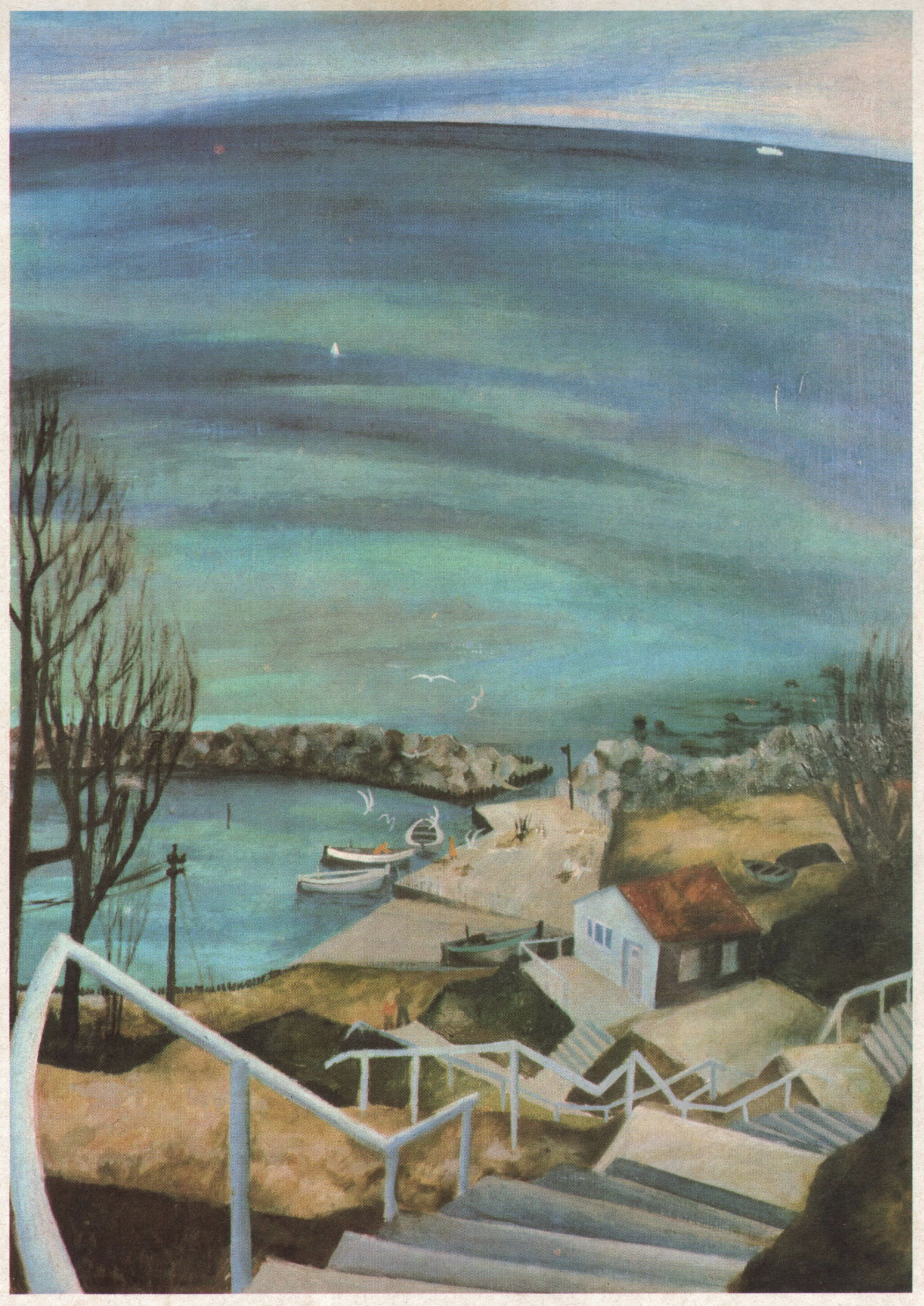
NOTIZEN

Text und Zeichnung: Otto Sperling



BASTELNOTIZEN:

Alle Teile sauber ausschneiden. Entsprechend der Zeichnung wird der Zeiger auf der Rückseite des Stundenplans befestigt (Teil 1 bis zu den gestrichelten Linien einschneiden, Laschen hochklappen und durch das Loch stecken, Teil 2 oben aufkleben) und durch den Schlitz unter der Schrift „KONSUM-Seifenwerk Riesa" gesteckt. Die Felder unterhalb des Stundenplans aufheben und bei Bedarf die Flächen „Notizen" und „Gruppenveranstaltungen" überkleben.



Hans-Dieter Bartel (geb. 1937), DDR, „Ufertreppe in Lohme", 1974, Öl auf Hartfaser